Die

Rosenkreuzer in Wien.

Sittengemälde

aus der Zeit Kaiser Joseph's II.

von

Eduard Breier.

Erster Theil.

Wien, 1852.
Jasper's Wwe. & Hügel.

Erstes Capitel.

Der zehnte März 1786.

Unsere Erzählung beginnt am Tage der vierzig Märtyrer, das ist am zehnten März im Jahre Eintausend siebenhundert sechsundachtzig.

Der Schauplatz ist Wien.

Am Morgen jenes Tages herrschte in der Residenz Kaiser Joseph des Zweiten eine ganz ungewöhnliche Bewegung.

Was ist los?

Wär's Frühling, Sommer oder Herbst, dann würden wir auf ein Feuerwerk schließen; wär' der Carneval noch nicht vorüber, wir möchten an eine Redoute denken; läge der Schnee auf den Straßen, es könnte eine große Schlittage im Anzuge sein; wär's ein Sonntag, man müßte eine Thierhetze bei den Weißgärbern denken; sähe man Catroffen, Sänften, paradirende Lakaien, oder Laufer in Bewe-

gung, man würde die Auffahrt eines Botschafters oder sonst eine Festlichkeit bei Hofe vermuthen; — aber von dem Allen ist keine Spur!

Es ist, wie erwähnt, der zehnte März, folglich noch Winter, es ist die erste Woche in der Fasten, folglich kein Carneval; es liegt kein Schnee mehr in den Straßen, denn seit dem 25. Februar, an dem ein warmer Wind die frühere starke Kälte verscheuchte, war mildes Wetter eingetreten, von einer Schlittenfahrt kann also auch keine Rede sein; der Tag ist ein Freitag, folglich keine Thierhetze! man sieht keine Anzeichen einer Parade, folglich kann es auch keine Festivität bei Hofe oder sonst eine Galla-Scene geben.

Was ist also los?

Wir sagen der zehnte März im Jahre 1786 sei ein Freitag gewesen, gilt die Lebhaftigkeit der Strömung etwa gar der Ochsentheilung in der Nähe des Hetzhauses? — Der Freitag paßte wohl dazu, denn an diesem Tage kamen die ungarischen Langhörner, die Auswanderer von den Karolyschen, Batthyanischen, Zichyschen Pußten, regelmäßig bei der St. Marxerlinie hereingezogen, allein das Volk strömt nicht über das Glacis gegen die Vorstadt Weißgärber, sondern in die Stadt hinein, und zwar am Morgen, um eine Zeit, in welcher von einer Ochsentheilung noch lange keine Rede war, die Massen mußten also von einem andern Schauspiele angezogen werden.

Wir fragen also zum dritten Male: Was ist los?

Die Menschen-Wogen wälzen sich durch die Stadtthore, durchfluten die Straßen und nehmen ihren Lauf gegen den Hohen Markt; aber dieser Platz ist zu klein, er vermag

die Tausende nicht zu fassen, die Mehrzahl füllt also die Straßen von da bis zur Freiung und von hier hinaus durch das Schottenthor, das umliegende Glacis.

Auf dem erstgenannten Platze, nämlich auf dem „Hohen Markte“, da ist Alles dicht besät, Kopf an Kopf, Leib an Leib; sämmtliche Fenster sind angelweit offen und strotzen von Neugierigen, Aller Augen sind auf Einen Punkt gerichtet, auf die Schranne!

Auf die Schranne?

Ah, jetzt wissen wir, was los ist. Da gibt es eine Execution!

Vielleicht ein Prangerstehen?

Mehr, viel Mehr!

Wie? Mehr? Wird man vielleicht gar einen armen Sünder vom Leben zum Tode befördern? Ist die Todesstrafe nicht abgeschafft?

Sie war es wohl; allein seit einigen Tagen war die Wiedereinführung derselben bekannt geworden, und die erste Hinrichtung nach der Aufhebung sollte heute Statt finden.

Die guten Wiener, seit Jahren schon hatten sie weder hängen, köpfen, noch rädern gesehen — darum heute das Rennen, Laufen, Reiten, darum diese Bewegung.

Welch ein Getümmel! Welch ein Lärm!

Die Polizei-Mannschaft in der Schranne hat ihre Wachstube verlassen und sich außen in Reih' und Glied aufgestellt. Sie paradirt in ihren grauen Röcken mit hellgelben Aufschlägen und die Nummern an den Hüten glänzen, daß es ein Leichtes ist, sie schon aus der Ferne zu erkennen. Aber ihre Aufstellung ist nur Sitte und keine Nothwendigkeit.

Das „verehrungswürdige Publikum“ dachte damals an keine Unordnung, es war zu neugierig.

Welch' ein Gemisch der Stände, Alter und Geschlechter!

Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, reich und arm, ordinär und vornehm — Alles ist vertreten. Auf dem Platze und an den Fenstern sieht man ehrsame Bürgerzöpfe, gelehrte Haarbeutel, vornehm befranzte Dreispitze, die Schlepphauben der Bürgerin, die böhmischen Hauben des Dienstmädchens und endlich den französischen Kopfputz der Dame vom Stande.

Einige junge Herren, hoch zu Roß, halten an der Ecke der Wipplingerstraße, und fuchteln mit spanischen Röhren herum, um den Strom von ihren Pferden ferne zu halten — unweit von ihnen sieht man auch eine Dame auf einem stattlichen Zelter, begleitet von einem Leibhusaren und zwei Reitknechten.

Die schöne Welt ist sehr zahlreich vertreten, denn was man hier sehen sollte, wurde eben als „öffentliches Spectakel“ hingenommen, wie die Thierhetz, die Oper, der Kasperl, die Kreuzerkomödie und noch andere Dinge, an welchen das alte Wien mit Leib und Seele hing. Daß die zarte Frauenwelt bei grausen Schauspielen nicht fehlte, gehörte zu den traurigen Erscheinungen jener wie unserer Zeit.

An jenem Morgen blieb die Denksäule auf dem Hohen Markte nicht unbenützt. Wer eine Erhöhung oder einen Vorsprung erklimmen konnte, säumte nicht, es zu thun, so wie überall, erreichten auch hier die Wagigsten am schnellsten ihren Zweck.

Heh, Jungfer Betti, rief ein muthwilliger Junge, der sich an einer der korintischen Säulen hinan gewunden hatte, folgen Sie mir, von hier aus wird man Alles prächtig sehen.

Dieser Zuruf war an ein unten stehendes Mädchen gerichtet.

Statt dessen antwortete eine Mannsstimme in der Nähe: Halt Deinen Brotladen da oben, die Jungfer kann nicht hinauf. —

Warum denn nicht?

Schlingel, das weißt Du besser als ich.

Gelächter der Umstehenden.

Jungfer Betti sah jetzt die Säule hinan und sagte zu dem Burschen: Wart' Haspel, sobald ich nur zu Deinem Meister komm', ich werd' Dir schon die Suppe einbrennen.

Der Haspel auf der Säule lachte und rief zur Antwort herab: Nu ja, mit dem Einbrennen kann sie halt gut umgehen!

Neues Gelächter.

Jungfer Betti wurde roth.

Eine alte Frau an ihrer Seite faßte sie am Arme und lispelte ihr zu: Geben Sie dem Schlingel keine Antwort mehr, Sie kommen seinem losen Maul nicht auf. Die junge Welt ist jetzt in Grund und Boden verdorben, nichtsnutz, leichtsinnig, ohne Treue und ohne Glauben. Den Beweis davon haben wir an dem armen Sünder, den man heute richten wird. Oh, seine unglückliche Mutter!

Sie kennen seine Familie?

Er ist aus einem guten Hause — ehrliche Eltern und solch einen Sohn.

Ein Mörder und Dieb!

Abscheulich, abscheulich!

Die alte Frau, welche dies sprach, gehörte dem Marktstande an und kannte die Jungfer Betti, weil sie öfter bei ihr einkaufte.

Das Mädchen war ein hübsches Ding, schnippisch und munter. Ihr Gewand einfach und nett. Das Kleid von rothgestreiftem „Gradel," die Schürze blau, das Busentuch von Wollstoff, um den Hals eine Schnur mit einem Kreuzchen von Gold, aber nur Nummer Eins, auf dem Kopfe eine gegupfte schwarze Haube, unter welcher man nur vorne ein wenig das braune Haar sehen konnte. Der Einkaufkorb, der ihr am rechten Arme hing, zeigte, daß sie der Küchensphäre angehöre.

Ach Gott, seufzte die Jungfer nach der letzten Exclamation der Alten, ich hab' keine Zeit, um Alles bis zum Ende mit anzusehen, und doch möchte ich gern ein „Urtel" kaufen —

Die werden aber erst auf dem Richtplatz ausgeboten, wenn's der arme Sünder schon überstanden hat. —

Ich weiß es, kann aber nicht lange hier bleiben und möcht' doch wissen, wie er es eigentlich angefangen hat, die arme Person umzubringen.

Oh, meine liebe Jungfer, da will ich Ihnen genaue Auskunft geben. Der Herr von Zahlheim — so heißt der arme Sünder — hatte eine ältliche Anverwandte, in die er sich verliebt stellte, und ihr versprach, sie zu heiraten. Als

Kanzellist beim Magistrat hatte er schon vierhundert Gulden jährlicher Besoldung, langte aber mit dem Gelde nicht aus und ließ sich oft von seiner Geliebten unterstützen, denn sie besaß ein Vermögen von 1800 Gulden. Vor zwei Monaten ist er krank geworden, die Alte bediente ihn in seiner Wohnung auf der Elendbastei und ihm kommt der unglückliche Gedanke sie zum Danke dafür zu bestehlen. Er unterschlug ihren Wohnungsschlüssel, ging in ihr Quartier und nahm ihr heimlich Geld und Papiere weg. Dies geschah am 28. Jänner. Am folgenden Morgen frühstückte seine Geliebte bei ihm, sie bat ihn, ihr drei Einsatzschalen zu borgen. Da sich diese auf dem Boden befanden, begab sich die Arme hinauf, räumte ihm noch den Boden zusammen, suchte lange einen Schlüssel, den er vorgab, verloren zu haben, und wurde da von Zahlheim, damit sein Diebstahl nicht an's Tageslicht komme, mit einem scharfen Küchenmesser umgebracht. Er versetzte ihr einen tiefen Hieb in den Hals und schnitt ihr die Puls- und Blutadern entzwei, darauf verschloß er den Leichnam in eine Kiste.

Jungfer Betti schauderte.

Nicht wahr, das ist abscheulich?

Seine Geliebte und Verwandte umzubringen!

Ja, meine liebe Jungfer, man kann sich bei jetziger Zeit vor schlechten Menschen nicht genug in Acht nehmen.

Ich danke dem Himmel, sagte die Köchin, daß ich in einer ehrsamen Familie bedienstet bin.

Ja, Ihre Herrschaft, der Oberstlieutenant Szekely, ist ein braver alter Herr, und das Fräulein —

Oh, meine beste Frau, unser Fräulein ist ein Engel!

Das Mädchen hatte diese Worte kaum gesprochen, so vernahm man ein allgemeines Gemurmel und eine Bewegung ging durch die versammelte Menge.

Die Aufmerksamkeit wendete sich der Schranne zu.

Hie und da hörte man die Rufe: Er kommt!

Ein hoher, offener, von Wachen umgebener Wagen fuhr vor.

Es war das Gefährt, auf welchem der Verurtheilte zum Richtplatze gebracht werden sollte; es unterschied sich von dem gewöhnlichen Leiterwagen darin, daß in dessen Mitte eine aufrechtstehende Säule befestiget war.

Der Verurtheilte, ein junger Mann, dreiunddreißig Jahre alt, schwankte bald darauf leichenbleich zwischen zwei Augustiner-Mönchen aus dem Thore der Schranne.

Bei der ersten Verkündigung des Urtheils — am 6. März — hatte er heftig gegen den ungerechten Spruch protestirt, und geberdete sich wie ein Rasender. Man mußte Alles zu Protokoll nehmen und dem Kaiser vorlegen.

Der Monarch drückte bei dem grauenvollen Berichte die Hand an die Stirne und rief betrübt aus: „Himmel! wo werden wir denn noch hinkommen!" Darauf bestätigte er das Todesurtheil mit den Worten: „Ich bin in diesem ganz besonderen Falle mit dem Spruche meiner Appellation vollkommen einverstanden u. s. w."

Als der Verbrecher vernahm, daß er keine Gnade zu hoffen habe, gab er sich willig in sein trauriges Loos, betete ohne Unterlaß mit den beiden ihm beigegebenen Seelsorgern und zeigte tiefe Reue.

So trat er jetzt aus der Schranne, um den letzten peinvollen Weg zu machen.

Im Beisein des Vorsitzenden beim Criminalsenate, des Hrn. Vice-Bürgermeisters Augusti und einiger Magistratsräthe wurde hier dem Verbrecher das Urtheil noch ein Mal vorgelesen. Der Schluß desselben lautete: „Daß dieser Delinquent des Adels für seine Person entsetzt, sohin auf den Hohen Markt und die sogenannte Schranne geführet, nach ihm allda öffentlich vorgelesenen Urtheile, auf den hohen Wagen gesetzt, und ihm in die rechte Brust ein Zwick mit glühenden Zangen, sodann auf der Freiung eben ein gleicher Zwick in die linke Brust gegeben, sofort auf die gewöhnliche Richtstätte geführt und dorten von unten hinauf mit dem Rade vom Leben zum Tode hingerichtet, dessen Körper auf das Rad geflochten und darüber ein Galgen mit herabhängendem Strange aufgerichtet werden solle!"

Ein düsteres Murmeln durchlief die Versammlung.

Alles streckte sich jetzt in die Höhe, stellte sich auf die Zehen, um den verhängnißvollen Wagen genauer zu sehen, auf welchem der erste Theil des richterlichen Spruches vollzogen werden sollte.

Der unglückliche junge Mann wird auf den Wagen gebracht und an die Säule befestiget.

Eine unheimliche Stille herrscht auf dem Platze.

Von dem Schrannendache hört man zwei Sperlinge zwitschern.

Dem Delinquenten werden die Augen verbunden.

Ihm zur Seite stehen die Augustiner.

Heilige Maria, lispelt Jungfer Betti bei der Denksäule zu ihrer Nachbarin, mir wird unwohl, ich kann nicht hinschauen.

Bedecken Sie schnell Ihre Augen, lautete die Antwort, denn der Henkersknecht mit der glühenden Zange kommt schon.

Das Mädchen zitterte wie Espenlaub — schloß die Angen und murmelte: Oh Gott, wenn ich nur schon daheim wäre!

Gleich darauf vernimmt sie ein düsteres Gemurmel, übertönt von einem Wehruf.

Betti fährt zusammen, als ob der glühende „Zwick“ ihr gegolten hätte.

Es ist geschehen, sagte die alte Standfrau mit dem Tone vollster Zufriedenheit, jetzt halten wir uns nur fest an den Stein, damit wir nicht erdrückt werden.

Der Rath kam zur Zeit, denn der ganze Menschenknäuel begann sich nun den Platz aufwärts zu wälzen, um entweder die Freiung oder den Richtplatz vor dem Schottenthore auf verschiedenen Umwegen und zwar vor dem Anlangen des armen Sünders zu erreichen.

Der Wagen setzt sich in Bewegung,

Die überfüllten Straßen zwingen ihn, oft anzuhalten, bis die Reiter Platz machen.

Der Lärm ist eben so groß als das Gedränge.

Das Armensünder-Glöcklein wimmert von St. Stephan ungehört herüber.

Auf der Freiung, der zweiten Station, herrscht daselbe Drängen und Drücken, dieselbe Neugierde.

Es sind zwar andere Menschen, aber ihre Gefühle sind die nämlichen. Bei den Meisten profane Neugier, bei der Minderzahl frommes Mitleid, und bei nur Wenigen exemplarische Betrachtungen.

Unter dem Thore des Wenzel *Kaunitz*'schen Palastes steht ein Herr. Er ist groß und schlank. Die Züge seines Antlitzes sind interessant, das hohe Toupé und die seitwärtigen Haarrollen geben ihm ein sehr freundliches Ansehen, welches durch den offenen Blick noch gehoben wird. Er trägt hohe, eng anliegende Stiefel, eine enge Hose, eine Battenweste von lichtem Zeuch, einen dunkelblauen Frack mit ziegelrothen Aufschlägen und Kragen, in der Hand ein Hispania-Rohr und auf dem Kopfe einen Stülphut, hinter dem rückwärts ein langer Zopf hervorschaut.

Dieser Mann stand, wie erwähnt, unter der Einfahrt des genannten Palastes, und schaute kopfschüttelnd auf das Wogen der Massen auf dem Platze. Man sah es ihm an, er gehörte nicht in dieses Haus, er hatte hier nur Zuflucht gesucht vor dem Gedränge der Straße, er wollte ungefährdet die Menge mustern, und seinen Betrachtungen nachhängen.

Er bleibt jedoch nicht lange allein.

Ein anderer Herr kommt in die Nähe des Palastes, erblickt ihn, und eilt auf ihn zu.

Dieser Zweite ist etwas kleiner an Wuchs und von hagerem Bau. Sein längliches Gesicht ist blaß und dürr. Das dunkle Auge blinzelt häufig, nnd beraubt dem Blick die Schärfe. Ein schelmischer Zug um den Mund verschönt das Antlitz. Sein Haarputz gleicht jenem des früher Geschilderten, nur ist der Zopf bedeutend kürzer. Die Kleidung ist

ebenfalls sehr ähnlich, aber nicht so rein; die weiße Halsbinde und das große Jabot lassen an Weiße und Glätte Vieles zu wünschen übrig. Die Haltung dieses Herrn ist zimperlich, sein Gang leicht, fast theatralisch, wobei er jedoch Kopf und Nacken sehr unmalerisch vorgehalten hat.

Zum Henker! rief er mit kreischender Stimme, was sucht Ihr da im fürstlichen Hause? Wollt Ihr vielleicht gar eine Anstellung bei Seiner Durchlaucht erhalten? Die Wiener werden curios die Ohren spitzen, wenn sie hören, der Rautenstrauch sei fürstlicher Beamter geworden.

Der bekannte Brochurenschreiber zuckte mit den Schultern, und sagte: Die Wiener mögen zucken und mucken, rotten und spotten, was liegt mir an dem Volk —

Das letzte Wort sprach er mit verächtlicher Geberde.

Oho! rief jetzt der Heisere, und gesticulirte dabei lebhaft mit den Händen, was ist das? Seid Ihr ein Diogenes geworden? Meiner Treu, wenn ich nicht Blumauer wäre, möchte ich Rautenstrauch sein!

Da, da, rief der Licentiat, indem er auf das Getümmel außen wies, seht Euch sie an, Eure Wiener, wer nicht weiß, was vorgeht, würde meinen, ihr vielgeliebter Hannswurst sei auferstanden, und producire sich heute zum ersten Male.

Blumauer benützte seine Lorgnette, und sah hinaus.

Es geht lustig zu, meinte er, beim Rädern wären wir also wieder glücklich angelangt, die glühenden Zangen fehlen auch nicht, nun braucht nur noch die Kuhhaut zu kommen, in welcher man den armen Sünder einnäht und auf den Richtplatz schleppt, dann sind wir wieder dort, wo wir früher waren. Es lebe die Aufklärung!

Seine sarkastische Rede fand Rautenstrauchs Beifall nicht.

Du spottest der Justiz, versetzte dieser, das thu ich nicht. Ich halte mich nur an's Volk, an die Massen. Was hat dieses neugierige, kopflose Ungeheuer herzulaufen, als ob es eine Belustigung gäbe? Was hat diese gebildet sein wollende Menge hier zu suchen? Wenn man dem gemeinen Volke, dem Pöbel, ein Festessen gibt, braucht der Solide nicht mit in die Schüssel zu greifen. Und diese Frauen! O Gott, diese Frauen an den Fenstern und auf den Zeltern, gehören die auch hieher?

Aber mein Bester, Ihr vergeßt ganz, daß der Zahlheim seine Geliebte ermordet hat, und daß daher bei jeder Frau das Gefühl der Rache im Spiele ist, denkt Euch nur die Gefahr für manche Dame, die sechs bis acht Liebhaber hat, wenn man nicht so strenge Justiz übte.

Du scherzest noch?

Den Teufel auch, soll ich mich etwa grämen? Ich ärgere mich ein wenig, und das ist Alles. Ich bin neugierig, was man in den Logen dazu sagen wird, die Brüder Maurer werden schnauben, da wird es wieder Arbeit geben. Doch sage mir, willst Du vielleicht [illegible]hen bleiben, bis man dem armen Sünder den „Zwick in [illegible]nke Brust“ gegeben hat?

Fällt mir nicht ein!

Dann komm', laß uns auf Umwegen in's Schlossergäßchen, wir wollen in unserer Mördergrube frühstücken.

Rautenstrauch hing sich in Blumauers Arm.

In dem Momente, als sie auf die Straße traten, bemerkten sie einen Mann mit einem Höcker, dessen Antlitz

durch eine über das rechte Auge gelegte schwarze Binde zum größten Theile bedeckt war. Der Mann war nicht so klein, wie Höckerige gewöhnlich zu sein pflegen, sondern mittlerer Statur und schmächtigen Körpers. Er trug eine Perrücke und bürgerliche Kleidung.

In dem Augenblicke, als er auf die beiden Schriftsteller stieß, fixirte er sie auffallend mit dem linken Auge, und huschte dann an ihnen vorüber.

Was ist das für ein Patron? fragte der bekannte Parodist.

Ich kenne ihn nicht, antwortete Rautenstrauch.

Der Schelm sah uns an, als ob er auf der linken Seite ersetzen wolle, was ihm auf der rechten abgeht.

Er kennt Dich vielleicht.

Ich erinnere mich nicht, ihn je gesehen zu haben.

Der Mann mit der schwarzen Binde war indessen die Schottengasse hinaufgeeilt, und bog nach rechts ein, um auf die Bastei zu gelangen.

Bevor er diese erreichte, stieß er auf einen Mann.

Ah Pietro, Du bist's!

Ich harrte Eurer hier, Signor, wie Ihr es gewünscht.

Du bist ein braver B[illegible]e. Hast Du meinen Auftrag besorgt?

Wie Ihr befohlen.

Pietro schüttelte sich.

Was hast Du denn? Fehlt Dir etwas?

Man verkehrt mit gewissen Leuten nicht gerne.

Ah so, ich verstehe. Nun, laß hören, was sagte der Nachrichter?

Er willigt ein.

Du besorgst also Alles. Benöthigst Du Geld?

Heute noch nicht.

Der Höckerige nickte ihm zufrieden zu, und sagte: Jetzt geh! Du weißt mich zu treffen!

Sie trennten sich.

Der zweite Theil der Execution war indessen vor sich gegangen, und Alles strömte nun hinaus vor das Schottenthor.

Auf dem Glacis nächst der Holzgestätte an der Roßau befand sich damals eine geräumige, terassenartige Erhöhung. Sie war von Ziegeln erbaut, von allen Seiten frei; und trug in ihrer Mitte eine vertical stehende viereckige Säule.

Dies war das — Hochgericht.

Das Glacis ist mit Menschen übersäet.

Die vom Thore heraus beginnende wellenförmige Bewegung ist ein sicheres Zeichen der Annäherung des Verurtheilten.

Schon hat der Wagen die Stadtgraben-Brücke passirt.

Ein düsteres Murmeln wogt durch die Luft.

Der unglückliche Mann sitzt zwischen den beiden Augustinern, und hat sich an einen derselben gelehnt. Sein Angesicht ist durch das härene Gewand des Mönchs gedeckt, seine Brust hebt sich zollhoch unter dem blutgesättigten Gewande.

Der Schmerz versagt ihm die Wohlthat einer Ohnmacht.

Man hört das laute Gebet der Priester.

Die tiefen starken Stimmen derselben übertönen das Wehgewimmer des Verurtheilten.

Jetzt ist der Wagen beim Hochgericht angelangt.

Man sieht den jungen Mann, von den beiden Mönchen unterstützt, auf die Terrasse schwanken.

In diesem Momente vernimmt man den erschütternden Schrei einer Frauenstimme.

Alles blickt nach der Gegend, woher der Wehruf kam.

Hier und dort hört man die Worte: „Es ist seine Mutter!“

Und in der That war, etwas entfernt vom Hochgericht, eine schwarz gekleidete Frau zusammen gesunken.

Man sah zwei Männer die Bewußtlose aus dem Gedränge tragen.

Einer von ihnen hatte einen Höcker und um das rechte Auge eine schwarze Binde.

Er hielt der Ohnmächtigen eine Phiole unter die Nase, worauf sie sich nach und nach erholte.

Die Matrone blickte die fremden Männer an, und wollte sich nach rückwärts wenden.

Der Einäugige verhinderte es, und sagte mit einer wohlklingenden, mitleidsvollen Stimme: Blicken Sie nicht zurück, es gibt Scenen, die ein Mutterauge nicht schauen soll. Sie hätten sich den gräßlichen Anblick ersparen sollen.

Ach, hauchte die unglückliche Frau weinend, ich wollte ihn noch ein Mal sehen —

Kommen Sie, ich sehe dort eine leere Miethkutsche, ich will Sie dahin geleiten, lassen Sie sich nach Hause fahren.

Die Matrone dankte dem zweiten Herrn, der sie aus dem Gedränge tragen half, und ließ sich von dem Buckligen zur Kutsche führen.

Madame, begann dieser auf dem Wege, Sie setzten sich also dem martervollen Anblicke aus, um Ihren Sohn noch ein Mal zu sehen?

Die Matrone schluchzte heftig fort, und bejahte die Frage durch eine Kopfbewegung.

Der Fremde schwieg eine Weile, und sagte dann mit energischer Bestimmtheit! Madame, Sie sollen Ihren Sohn wieder sehen!

Die Frau fuhr erschreckt zusammen, ihr thränendes Auge heftete sich gierig an den Fremden.

Staunen Sie nicht, Madame, fuhr er fort, ich verspreche Ihnen, Sie werden Ihren Sohn wiedersehen.

Mein Herr — wer sind Sie? — Wann soll ich ihn sehen — sprechen?

Uebermorgen — Stunde und Ort werde ich Ihnen bekannt geben, ich weiß Ihre Adresse. Hier ist der Wagen.

Einige Secunden später. —

Die Kutsche mit der Matrone rasselt fort.

Der Mann mit der schwarzen Binde verliert sich unter der Menge.

Die Säule auf dem Hochgericht ist mit einem Rad geziert. — Auf das Rad ist ein Leichnam geflochten — darüber erhebt sich ein Galgen — ein herabhängender Strick weht wie ein Pendel in der Luft.

Zweites Capitel.

Ein privilegirter Groß- und Buchhändler.

Wer heut zu Tage durch den Bazar geht und die prachtvollen Auslagen der Gewölbe, das herrliche Gebäude betrachtet, der wird kaum mehr an den alten Seitzerhof denken, der noch vor wenigen Jahren diese Stelle einnahm.

Es ist das Los der Bauten und der Menschen schnell vergessen zu werden; sobald der „Schutt" hinweggeräumt ist, denkt man ihrer nicht mehr, und wird nur noch an jene erinnert, deren Namen die Geschichte oder bei den Bauten — die Localchronik aufbewahrt.

Zu diesen gehört auch der Seitzerhof.

Vor vielen Jahrhunderten, unter den ritterlichen Babenbergern, trug dieser Hof den Namen Röhrenhof oder auch zu den Röhren, und war ein Besitzthum des Landesfürsten. Im Jahre 1310 ward er, jedoch nur auf sehr kurze Zeit, bürgerliches Eigenthum. Friedrich er

Schöne und sein Bruder Rudolf schuldeten den Brüdern Chranest 700 Mark Silbers und über ließen ihnen dafür den Röhrenhof. Drei Jahre später stiftete Friedrich die Karthäuser zu Mauerbach, kaufte den Röhrenhof zurück und gab ihn dem Kloster zur Stiftung, mit der Freiheit, daß alle künftigen Besitzer dieses Hofes zu ewigen Zeiten in demselben Wein zu schenken befugt sein sollen. Da das Kloster zu Mauerbach erst gebaut werden mußte, was zur damaligen Zeit mehrere Jahre dauerte, so bezogen die herbeigerufenen Mönche indessen den Hof zu den Röhren und wohnten hier so lange, bis der neue Bau vollendet und in bewohnbaren Stand hergestellt war. Diese Mönche waren aus der Karthause Seitz nach Wien gekommen, das Volk nannte sie daher die Seitzer und so bekam auch der Hof den Namen — Seitzerhof.

Derjenige Theil des alten Hofes, welcher seiner ganzen Länge nach an die Seitzergasse stieß, ward ehedem der lange Keller genannt, ein Beweis, daß die bedeutenden unterirdischen Räumlichkeiten sich ebenfalls schon eines ziemlichen Alters erfreuen, obwohl man damals nicht geahnt haben mochte, daß ein halbes Jahrhundert später der lange Keller zu einem Elysium, und dann wieder der bescheidene Seitzerhof zu einem luxuriösen Bazar werden würde.

Zur Zeit Kaiser Joseph des Zweiten gehörte der Seitzerhof dem Bürger Reich, die Frequenz unter den Tuchlauben verlieh der Vorderfronte ein günstige Lage und so finden wir dort einige Gewölbe, darunter auch eine Buchhandlung unter der Firma: „Georg Philipp Wucherer, k. k. priv. Groß- und Buchhändler."

Hier machen wir Halt.

Die Rolle, welche das Geschäft dieses Mannes in unserem Gemälde spielt, veranlaßt uns bei demselben etwas ausführlicher zu werden. Wenn wir sagen Geschäft, so meinen wir nicht etwa das Buchdruckergeschäft im Allgemeinen, sondern wir haben bloß das Geschäft des Herrn Wucherer im Auge, dieses viel berüchtigte Geschäft, dessen Detail einen merkwürdigen Beitrag zur Josephinischen Sittengeschichte liefert.

Wucherer — es freut uns, es sagen zu können — war kein Oesterreicher, sondern ein Schwabe; er kam aus dem „Reich" nach Wien und versah in einem Handelshause die Stelle eines Faktors. Wie gut er dieß verstand, beweist der Umstand, daß selbige Firma nach einigen Jahren zu Grunde ging, er aber, nämlich Wucherer, den damals nöthigen Großhändlerfond auswies, und sich in Wien etablirte. Die Spekulation mochte indessen nicht so ergiebig gewesen sein, als er erwartete, er warf sich daher ohne jedes Recht auf den Buchhandel, nahm anfangs die famosen Karlsruher Nachdrücke in Commission, und verkaufte diese Bücher, trotz aller Einwendungen der Wiener Buchhändler, auch außer der Marktzeit. Darauf begann er den Nachdruck auf eigene Faust. Weimar, Faktor in der Schönfeldischen Druckerei, setzte sich mit ihm in's Einverständniß, was dieser nicht liefern konnte, wurde in Tübingen und Reutlingen gepreßt, und kam nach Wien, ohne daß ein Mauthbeamter oder Censor damit belästiget wurde. Wucherer schritt um die Buchhandlungsfreiheit wiederholt ein, und wurde abgewiesen, er half sich jedoch auf eine andere Weise. Weimar erhielt

bei Gelegenheit einer Audienz vom Kaiser die Erlaubniß, sich etwas zu erbitten, und suchte das Recht an, eine Buchdruckerei errichten zu dürfen, was ihm auch zugestanden wurde. Da die ganze Stadt wußte, daß er ein armer Teufel sei, so wurde es bald klar, daß Wucherer hinter ihm stehe, und daß die hinter dem ehemaligen Johannesspitale auf der Landstraße errichtete Druckerei wohl Weimars Namen trage, aber Wucherers Eigenthum sei. Es war damals ein öffentliches Geheimniß, wie dieser Mensch durch seine Landleute — die Matrizen zu Wasser nach Wien kommen ließ, wie die Fahrzeuge auf dem Donauarme zwischen den Brücken landeten, und ihre Ladung, der Maut zum Trotz, auf Lohnwagen in die Stadt geschmuggelt wurde. Betrug war die Basis seines ganzen Geschäftes, sein Vermögen, von Betrug erzeugt, ward von Scandal, Frechheit und Hochverrath — wir wissen keinen anderen Namen dafür — großgesäugt. Um die Buchhandlungsfreiheit zu erhalten, bediente sich der Schwabe eines anderen Kniffes. Er ging zur Audienz, und stellte dem Monarchen vor, daß er, im Falle die Befugniß ihm verweigert würde, genöthiget sein würde, sich mit seinem Gelde außer Landes zu begeben. Damals, im ersten Keimen der vaterländischen Industrie, wo man dem Lande kein Capital entfremdet wissen wollte, war dieser Grund ein wichtiger, und Wucherers Bitte wurde gewährt. Zum Danke, daß er in Oesterreich reich geworden, hier eine zweite Heimat gefunden, und von dem Kaiser seine Bitte gewährt erhalten, begann der Groß- und Buchhändler nun eine Laufbahn, die eben so verabscheuens- als verdammenswerth war.

Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß zu jener Zeit in Wien keine Schmähschrift, kein Pasquill erschien, welche nicht bei Wucherer gedruckt worden wären, die Censur war für ihn nur da, um von ihm hintergangen zu werden, seine Maxime war, früher zu drucken und dann erst censuriren zu lassen, ein Verbot hinderte bei ihm nie den Verkauf, wir müßten einen ganzen Catalog abschreiben, wollten wir nur die Titel der vorzüglichsten der von ihm in die Welt gesendeten Schmähschriften aufzeichnen, von 30 Flugschriften über das bekannte Freimaurerpatent waren 25 bei ihm erschienen, er stand mit Provinz-Buchhändlern ähnlicher Gesinnungen in Verbindung und tausende Exemplare circulirten schon nach allen Richtungen, bevor das Erscheinen noch bekannt, die Erlaubniß oder das Verbot der Behörde noch erfolgt war. Es geschah nicht selten, daß die Behörden in den Provinzen von dergleichem Druckfrevel nach dem Druckorte zuerst die Anzeige machen mußten.

Diese Charakteristik des Wuchererschen Geschäftes glaubten wir vorausschicken zu müssen, bevor wir den Mann selbst in unserer Erzählung einführten; den Lesern wird dadurch Manches klar werden, was ihnen sonst unverständlich gewesen wäre.

Wir betreten die Buchhandlung im Seitzerhofe. Es ist ein düsteres Locale; ein paar Stufen führen aus dem äußeren Gewölbe in ein hinteres Zimmer, dessen Fenster in das Innere des Hofes gehen. Es ist dies die — Schreibstube. Hier ist es etwas lichter, aber noch immer nicht so hell, daß man am späten Nachmittage des Kerzenlichtes entbehren könnte, darum brennt auf einem geräumigen Doppel-Schrei-

beŋult eine Lampe, und zwei Männer sind, jeder auf einer Seite stehend, beschäftiget.

Der Eine, ein schon bejahrter Mann, mit einem finsteren, abstoßenden Gesichte, überhängenden Augenbrauen, rohen Zügen und gemeinem, frechen Wesen, hatte eine große Anzahl Briefe vor sich, welche er durchging — der Andere, ein junger Mann, mit Schreiben beschäftiget, zeigte ein nicht unvortheilhaftes Aeußere, verrieth Kenntnisse und Bildung, doch ließ es sich nicht in Abrede stellen, daß sein Antlitz mit jenem des älteren Herrn eine gewisse Familienähnlichkeit hatte, nur daß bei diesem die Jugend noch milderte, was bei jenem das Alter schroffer hervortreten ließ. Beide waren in der That verwandt, wir sehen Onkel und Neffe vor uns, Herrn Georg Philipp Wucherer und Herrn Fezer, ersterer Groß- und Buchhändler, letzterer sein Geheimschreiber und Verfasser mehrerer Brochuren, seit einigen Jahren bereits in Wien anwesend, um bei dem Reichshofrathe um die Syndicusstelle der Reichsstadt Reutlingen zu petitioniren, welches Amt zu erhalten ihm bisher noch nicht gelungen war, weshalb er theils aus Rache, theils um seiner Subsistenz willen, wie man sich in unserer Zeit ausdrückt, Opposition machte.

In der Schreibstube herrscht tiefe Stille, man hört das Federkratzen des schnell schreibenden Fezer und das Papierrauschen, so oft sein ehrenwerther Herr Vetter — damals sagte man noch nicht Onkel — einen Brief weglegte und einen anderen zur Hand nahm.

Jetzt unterbricht Herr Wucherer die Stille. Er nimmt eine Prise Spaniol, die er in tactartigen Intervallen in die

Nase schiebt und sagt dabei; Die „Briefe eines Biedermannes an einen Biedermann“ gehen gut, unter allen meinen Maurerschriften fast am besten.

Fezer lächelte selbstgefällig, denn das Lob galt ihm, er war der Verfasser.

Wenn man Loyolas Sendschreiben an die Brüder Freimaurer in Wien nicht verboten hätte, sagte er, die Verbreitung wäre ebenfalls eine große gewesen —

Wucherer schüttelte den Kopf und versetzte: Wer weis, ob so groß als jetzt, da die Schrift verboten ist? Bei einem schwachen Büchlein ist mir das „Prohibetur“ lieber als „Admittitur.“

Da der Chef weiter las, so trat wieder eine Stille ein.

Nach einer Weile: Die „Prüfung der Wahrscheinlichkeiten“ gehen noch besser als die „Unwahrscheinlichkeiten aus Zwangburg wieder die Unwahrscheinlichkeiten aus Freyburg.“ In Oesterreich werden mehr Bücher gekauft wie in Ungarn.

Diese Bemerkung Wucherers wurde von Fezer durch eine Pantomime bestätiget. Der Großhändler fuhr fort, die Zuschriften durchzugehen. Plötzlich brach er in lautes Lachen aus, er warf sich in seinen Lehnstuhl, und sein ganzer Körper schüttelte sich unter fortwährendem Gelächter.

Der Neffe sah ihn erstaunt an.

Ah — ah — das ist noch nicht da gewesen — vortrefflich — herrlich — unvergleichlich —

Er lachte noch immerfort.

Endlich mäßigte er den heftigen Ausbruch seiner Hei-

terkeit, und rief: Da lies, aber laut, damit ich es noch ein Mal höre, es ist zu köstlich!

Der Brochuren-Verfasser nahm einen ihm dargereichten Brief, und las:

„Hochverehrter Herr Freund!

Die zwo Theile der „Briefe über den jetzigen Zustand von Galizien" haben nicht ermangelt, hier in Lemberg großen Aerger zu provociren. Das Toleratur der Censur hat ihnen sehr genutzet. Was ganz erlaubt ist, wird nicht so stark gesuchet. Noch mehr aber als die Censur kamen ihnen ansonsten die Scandalosa und die Privat-Chronica zu statten, welche sie enthalten. Mehrere hiesige Patrioten haben sich dahero in Aerger zusammengerottet, zogen in Procession mit einem Exemplare der „Briefe" zum Richtplatz, und nagelten es an den Galgen. Unter dem Buche klebten sie einen Zettel an, auf welchem mit großer Fractur die Worte zu lesen waren: „**Dies gebührt dem Verleger!**"

Der Großhändler brach in ein wo möglich noch heftigeres Lachen aus, und rief: Die Lemberger sind Mordkerle! Hätte mein Leben nicht geglaubt, daß das Buch so großes Glück machen wird. Lies weiter — weiter!

Fezer las:

„Die Patrioten, nachdem sie Sothanes vollführet, ließen das Buch nicht am Galgen, sondern hätten es wieder gern herunten gehabt, doch wollte Niemand hinaufsteigen und sich verunehren. Man holte Gerichtsdiener, allein auch diese spreizten sich, und wollten die Justiz nicht verunglimpfen. Solchermaßen blieb nichts übrig, als den Freimann in

plenis Paradibus kommen zu lassen, welcher das Teufelsbuch vom Galgen nehmen mußte. In Folge dieser sehr merkabeln Procedur bitte ich um noch zwölfhundert Exemplare —"

Und so weiter, und so weiter, rief Wucherer heiter, köstliche Kerle die Lemberger! Ich werde noch heute den Druck der zweiten Auflage anordnen. Wie steht's mit Deinem Manuscript?

Ich werde morgen fertig.

Welchen Titel hast Du gewählt?

Der Titel ist: „Bordelle sind in Wien nothwendig, Herr Hofrath von Sonnenfels mag dagegen auf seinem Katheder predigen, was er will."

Wie stark dürfte das Tractätlein werden?

Zwei Druckbogen unseres gewöhnlichen Formates.

Hast Du es recht gepfeffert?

Ich war derber als gewöhnlich.

Ei was derb! Viel zu wenig! Recht grob, besonders gegen die Behörden, so liest man's gerne. Bring' noch einige Hiebe hinein, je mehr desto besser.

Der Buchhändler zog eine massive Silberuhr in einem Schildkröt-Gehäuse aus dem Uhrtäschchen seines kurzen Beinkleides, spähete nach den Weiseren und sagte dann: Die Sperrstunde ist da!

Auf diese Parole erhob sich Fezer.

Onkel und Neffe machten sich zum Weggehen bereit; Letzterer im Vereine mit einem Diener, der sich immer im Gewölbe aufhielt, besorgte die Sperre; der Chef verlor sich in den inneren Räumen des Seitzerhofes.

Eine Stunde später.

Die Nacht ist herangebrochen. Die für die damalige Zeit sehr splendide Stadtbeleuchtung thut bereits ihre Schuldigkeit. Die Frequenz in den Straßen war ungewöhnlich belebt; die am Morgen erfolgte Hinrichtung Zahlheims mochte die Ursache davon sein, denn die Neugierde lockte den ganzen Tag hindurch Viele auf das Glacis, die dann einen Abstecher in die Vorstädte machten und erst spät zurückkehrten.

Gegen die Tuchlauben eilt ein einzelner Mann. Beim Seitzerhofe angelangt, schlüpft er in das Haus, öffnet dort eine nur angelehnte Thüre, und befindet sich in einer finsteren, dumpfigen Vorhalle, welche in die weitläufigen Keller führt.

Der Mann zieht unter dem Rocke eine kleine Laterne hervor, schlägt Feuer, zündet einen Schwefelfaden an, und mit diesem ein Wachslicht in der Laterne.

Nun begibt er sich in den Keller vorwärts.

Sein sorgfältiger Blick späht nach rechts und links — man sieht es ihm an, er hat diesen Weg noch nicht gemacht, er folgt wahrscheinlich nur einer erhaltenen Beschreibung.

Jetzt hält er an, eine versperrte Thüre hemmt seine Schritte.

Er hebt seine Laterne in die Höhe und beginnt die von der Thüre links befindliche Wand zu beleuchten.

Ein unvorbereitetes Auge würde an dem grauen, feuchten Gestein nichts bemerkt haben, unser Mann, nachdem er in einer gewissen Höhe einige Secunden lang mit der Laterne hin und herfuhr, hielt die Hand plötzlich ruhig und murmelte: Ah, da ist der Nagelkopf!

Hierauf drückte er an denselben. Er fühlte wohl, daß der Kopf dem Drucke nach Innen zu weiche, aber er vernahm keine Wirkung dieser Bewegung.

Nach einer Weile ging die Thüre auf, der Mann mit der Laterne trat ein.

Er befand sich in einer kurzen Kellerabtheilung, die mit Fässern vollgelagert, das Aussehen eines gewöhnlichen Weinkellers hatte.

Ein Mann, der ebenfalls eine Leuchte trug, stand ihm gegenüber. Sein Gewand verrieth den Arbeiter.

Als er den Angekommenen gewahrte, wurde er betroffen, und fragte zagend nach seinem Begehren.

Ich wünsche mit Euerem Herrn zu sprechen! lautete die bestimmte Antwort.

Mit meinem Herrn, entschuldigte der Arbeiter mit erzwungener Unbefangenheit, er ist nicht hier, er pflegt auch selten gegenwärtig zu sein, wenn ich hier Wein abziehe oder—

Der Andere unterbrach ihn lächelnd: Ihr zieht Wein ab? Wer sollte es glauben, daß Ihr bei diesem Geschäfte Euer Gewand so beschmutzt?

Der Sprecher fuhr bei diesen Worten mit der Spitze seines rechten Zeigefingers über die Jacke des Arbeiters und hielt ihm dann die mit ölichter Schwärze beschmutzte innere Fläche entgegen.

Der Arbeiter wurde verlegen.

Ich wiederhole also noch ein Mal, sagte der Fremde ernst und kurz, ich will mit Euerem Herrn sprechen, mit Herrn Georg Philipp Wucherer! Dort hinter dem linken Eckfaße befindet sich die verborgene Thüre, welche in die weitere

Abtheilung führt. Ihr seht, ich kenne die Geheimnisse dieses Kellers, und Ihr würdet nur gegen das Interesse Eueres Gebieters handeln, wenn Ihr mir den weiteren Eintritt verweigertet.

Die Verlegenheit des Arbeiters war in Betroffenheit übergegangen, er wußte nicht, was zu thun, endlich sagte er: Verweilt einige Augenblicke — ich werde gleich zurück sein.

Er verlor sich in der That hinter dem linken Eckfaße, wie es der Fremde früher angedeutet hatte.

Nach ungefähr fünf Minuten kehrte er zurück und bat den Fremden, ihm zu folgen.

In der Wand hinter dem erwähnten Fasse befand sich eine niedere Oeffnung, verdeckt durch eine Thüre, welche das schärfste Auge nicht zu unterscheiden vermochte.

Die beiden Männer wanden sich, tief gebückt, durch und befanden sich in einer geräumigen, erleuchteten Halle.

Der Großhändler trat dem Herrn erstaunt entgegen.

Er war ihm völlig fremd.

Er hatte diesen höckerigen Mann mit einer schwarzen Binde um das rechte Auge nie gesehen!

Drittes Capitel.

Im Mysterium des Groß- und Buchhändlers.

Die Halle, in welcher der Bucklige Herrn Wucherer gegenüber stand, war, wie wir erwähnten, erleuchtet.

Auf der rechten Seite standen zwei Setzkästen, an deren jedem ein Schriftsetzer beschäftiget war. Auf der Linken war eine Presse in Bewegung, bedient von den nöthigen Arbeitern.

Das kleine Personale war in voller Thäthigkeit, dabei herrschte tiefe Stille, man vermied jedes überflüssige Geräusch.

Der Großhändler eröffnete das Gespräch.

Sie haben mich zu sprechen gewünscht, sagte er, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, und bin verwundert, daß Sie mich in diesem Locale aufzusuchen wußten.

Der Herr mit der schwarzen Binde verneigte sich und erwiederte: Ihre Verwunderung wird in dem Momente, da

ich Ihnen meinen Namen nenne, ein Ende nehmen. Sie werden dann augenblicklich einsehen, daß ich nicht durch den Verrath eines Ihrer Vertrauten zur Kenntniß Ihres Geheimnisses gelangte. Die Stadt Wien, so groß sie auch sein mag, hat vor mir kein Geheimniß, ich gehöre zu den wenigen Bevorzugten dieser Erde, die Alles erfahren, was sie zu wissen wünschen.

Herr Wucherer riß die Augen auf, der Andere fuhr gleichmüthig fort: Ich hätte Sie zwar bequemer in Ihrer Wohnung, in Ihrer Handlung, oder auch in Ihrer **öffentlichen** Druckerei aufsuchen können, ich zog jedoch dieses **geheime** Etablissement Ihres Geschäftes vor. Ich bin des Glaubens, Ihr Vertrauen hier schneller zu gewinnen, wir können hier ungestörter und offener mit einander sprechen.

Der verlegene Verleger führte den Fremden zu einem Tische, der in einer Ecke stand und bot ihm einen Platz an.

Beide ließen sich nieder.

Wucherer, auf's höchste gespannt, erwartete den Vertrag des Einäugigen.

Die Arbeiter, ohne sich um die Herren zu kümmern, fuhren in ihrem Geschäfte fort.

Der Fremde begann: Heute Morgens hat, wie Sie wissen, eine Hinrichtung stattgefunden. Man hat einen Menschen mit glühenden Zangen gezwickt und dann gerädert. Das Urtheil lautete auf Räderung von unten hinauf, wurde aber gemildert, indem man den Verbrecher von oben herab räderte. Trotz dieser Modification hat das Urtheil großes Aufsehen erregt, und wer sich die Mühe nahm, heute die öffentlichen Orte zu besuchen und die Aeußerungen darüber

zu hören, der wird die Bewegung der Gemüther nicht verkennen, welche das Urtheil hervorbrachte. Die guten Wiener sind der Meinung, man würde der Gerechtigkeit hinlängliche Satisfaction gewährt haben, wenn man den Zahlheim simpliciter geköpft oder gehängt hätte. Wir wollen bei dieser bürgerlichen Anschauung nicht weiter verweilen, sondern nur den Umstand im Auge behalten, daß die Hinrichtung einige Zeit das Tagesgespräch bilden wird, und daß es demgemäß angezeigt ist, der öffentlichen Meinung mit einer Flugschrift zu Hilfe zu kommen.

Kaum hatte Herr Wucherer das Wort „Flugschrift" gehört, als er freudig überrascht zusammenfuhr und ausrief: Wahr — sehr wahr — in diesem Falle ist ein Tractätlein angezeigt — man wird es verschlingen —

Es freut mich, mein Herr, daß Sie meiner Ansicht beitreten.

Oh, ich müßte mein Geschäft schlecht verstehen, wenn ich einen solchen Moment unbenützt vorüber ließe! —

Der Großhändler schnupfte heftig und fuhr rasch fort: Bin dabei — aber schnell — a tempo — dergleichen Schriften dürfen nicht lange auf sich warten lassen.

Was das Manuscript anbelangt, versetzte der Einäugige gelassen, so ist es bereits vollendet —

Wie? Schon vollendet?

Der Andere zog ein Heft aus der Tasche und versetzte: Sie sehen es hier in meiner Hand.

Herrn Wucherer durchzuckte ein freudiger Schreck.

Ei, ei, rief er schmunzelnd, das nenn' ich schnell bei

der Hand sein! Darf ich nun wissen, mit wem ich zu verkehren die Ehre habe?

Davon später. Bleiben wir für jetzt beim Geschäfte.

Gut bleiben wir dabei. Sie sind also der Herr Verfasser?

Sie erhalten das Manuscript von mir, ob ich es verfaßt habe oder nicht, kann Ihnen ganz gleichgültig sein; mir ist es nur zu thun, daß diese Schrift gedruckt werde, an der Autorschaft ist in diesem Falle nichts gelegen.

Der Großhändler machte eine Pantomime, welche seine Zufriedenheit ausdrückte und sagte dann? Darf ich bitten, mir den Titel Ihres Operates mitzutheilen?

Der Bucklige schlug das erste Blatt des Manuscriptes um und las: „Beweis, daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch Gewalt des Stärkeren hingerichtet worden. Verfaßt von einem Menschen.“

Der Buchhändler fuhr auf, und glotzte den Andern verblüfft an.

Dieser Titel war selbst Herrn Wucherer zu stark.

Nun, mein Herr, fragte der Einäugige nach einer Weile, wie finden Sie den Titel?

Der Großhändler nahm verlegen eine Prise und stotterte: Oh — der Titel — wäre wol gut — aber —

Sie tragen Bedenken?

Es wird Ihnen vielleicht unbekannt sein, verehrter, unbekannter Herr, daß Zahlheim sowohl den Diebstahl als auch den Mord eingestanden hat.

Das ist mir sehr wohl bekannt, was liegt aber daran?

Daran liegt sehr viel, Hochverehrter, denn dann kann von einem „Opfer der Unwissenheit" keine Rede sein. Den Tod hat der Verbrecher in jedem Falle verdient, wenn es dabei etwas zu tadeln gibt, so ist es höchstens die Todesart, die über ihn verhängt wurde.

Das ist Ihre Privat-Ansicht, die Ansicht des Publikums, vielleicht auch die meinige; allein Sie wissen aus Erfahrung, daß man in Schriften, die der Regierung feindlich entgegen treten, immer um einen Schritt weiter geht, als die öffentliche Meinung; wenn diese nun die Todesart tadelt, so ist es an uns, nicht allein die Art, sondern das Todesurtheil überhaupt anzugreifen.

Sie behaupten also in der Schrift?

Daß man Herrn von Zahlheim wider alles Recht der Natur und der Gesellschaft zur Richtstätte geschleppt hat.

Und wie beweisen Sie es?

Ich zeige dem Leser, daß der Diebstahl und der darauf erfolgte Mord nur eine Folge der Umstände war, in welchen der Uibelthäter sich befand, er hat gerade so handeln müssen, als er handelte, besaß nicht die mindeste moralische Freiheit, sein Vergehen zu unterlassen, folglich kann er auch deshalb nicht bestraft werden.

Bei dieser sehr merkwürdigen Logik begann Herr Wucherer herzlich zu lachen.

Der Schluß, rief er, ist etwas spitz, aber er blendet; nach Ihrer Folgerung könnte Jeder thun, was ihm beliebt, er könnte sogar stehlen und rauben, um nur dasjenige nicht zu entbehren, was das Leben angenehm macht; aber wie ge-

sagt, daran liegt nichts, der Leser wird geblendet und das ist die Hauptsache.

Sie wären also nicht abgeneigt? —

Keineswegs, wenn wir sonst einig werden.

Einig? Worin noch?

Ich meine von wegen des Honorars —

Jetzt lächelte der Fremde und sagte: Lassen Sie hören, wie viel fordern Sie?

Wucherer sah den Buckligen verdutzt an.

Das Fordern, sagte er kleinlaut, ist an Ihnen.

Sie vergessen, mein Herr, daß Sie es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun haben, ich gebe Ihnen das Manuscript und honorire Sie überdies.

Bei dieser abermals merkwürdigen Logik des Fremden machte der Buchhändler einen Luftsprung.

Herr, stotterte er aufgelöst in Wonne und Entzücken, Sie geben ein gutes Manuscript und zahlen noch Honorar? O, jetzt glaube ich, daß Sie zu den wenigen Auserwählten dieser Erde gehören, die Alles wissen, was sie zu erfahren wünschen. Die Schrift wird augenblicklich der Presse übergeben. Sie sollen staunen über meinen Vertrieb, um fünftausend Exemplare ist mir gar nicht bange, wenn es gut geht, auch achttausend, wie z. B. bei meinen „Unwahrscheinlichkeiten." Jetzt aber, hochverehrter Herr, legen Sie Ihr Incognito ab, nennen Sie mir, ich bitte höflichst darum, Ihren edlen Namen.

Der Herr mit der schwarzen Binde zoge ein feingearbeitetes Portefeuille aus der Busentasche, nahm aus derselben eine Karte und sagte: Hier meine Adresse!

Kaum hatte der Großhändler sie gelesen, so taumelte er drei Schritte zurück und stotterte: Herr — Graf! —

Der Bucklige legte seinen Zeigefinger quer über die Lippen, machte dazu eine entsprechende Pantomime, verneigte sich und verließ die heimliche Buchdruckerei.

Viertes Capitel.

Der Glückshafen.

Der Graben ist zahlreich besucht.

Der Nachmittag ist so freundlich und warm, wie man es am eilften März kaum erwarten sollte. — Die Sonne scheint wie sonst gegen Ende April, man sieht sogar geöffnete Fenster, als ob die Zeit der „Limonade-Hütten" schon da wäre und die schöne Welt, oder richtiger gesagt, die liebende Welt, sich unter ihren erfrischenden Fittigen versammelte.

Statt der traulichen, gastlichen Hütten sieht man aber in der Nähe der Hirsch-Apotheke eine hölzerne Bude errichtet, umstanden von hunderten Neugierigen, denen Anschlagzettel und Austrommler verkündiget hatten, daß heute ein Glückshafen eröffnet sei, bei welchem gewonnen werden: Ein silberner Becher, eine Uhr, die man allmonatlich nur ein Mal aufzuziehen braucht, ein Silberservice für drei Per-

sonen, ein goldener Ring, u. s. w. u. s. w. noch manchen Nürnberger Tand hinab bis zum seidenen Strickbeutel und spanischen Rohr.

Das Innere der Bude ist mit grell gefärbten Papieren bunt ausstaffirt, die Gewinnste glänzen und prunken, denn der Unternehmer hat sie, wie der Wiener sagt: „Auf den Glanz hergestellt“ damit das Auge geblendet und der Beschauer zum Spiel gelockt werde.

Auf einem Tische vorne steht ein riesiger, mit Goldpapier überzogener Topf, in welchem die Nummern liegen, unter denen sich die zahlreichen Rieten und die wenigen Treffer befinden.

Der Platz ist also sehr zahlreich besucht. Spiellustige, Neugierige, Unterhaltungssüchtige und endlich eine große Zahl von Pflastertretern bilden die Versammlung, die theils den Glückshafen umsteht, theils aber im Sonnenschein auf und ab spaziert und die Damen an den Fenstern mustert.

Das waren aber auch Damen!

War es doch, als hätte sich — vom Sonnenschein gelockt — plötzlich der Frühling aufgethan und wäre eingezogen mit Sang und Klang.

Welch eine Menge anmuthiger und lieblicher Gesichter! Z. B. da oben bei Herrn von Trattnern, dem damaligen Brockhaus, der einige Jahre früher an die Stellen von sechs Häusern ein Einziges hinpflanzte, welches zu jener Zeit das prächtigste und größte Privatgebäude der österreichischen Residenz war. —

Sechs Geschoße, vierzehn Fenster in einer Reihe —

hundert und neunzehn große und kleine Laden oder Gewölbe, welch ein architektonischer Riese!

Oben also, bei Trattnern im ersten Stock, da wimmelt es von Frauenköpfen. Die Familie hat zahlreiche Verbindungen, Verwandte und Bekannte. Die Damen haben sich also zu Besuch eingefunden, um das Schauspiel auf dem Graben mitanzusehen.

Jene Frau mit dem länglichen, blassen Gesichtchen, etwas geziert aber doch anmuthig, es ist die Hofräthin Born, ihr zur Seite eine Schönheit aus Theresianischer Zeit, die Gattin des Hofraths Greiner mit ihrem allerliebsten gelehrten Töchterlein Karoline, von diesem Mädchen ist es stadtkundig, daß es die römischen Classiker im Originale lese und recht nette Verse dichte; natürlich, was Essig werden will, sagt ein triviales Sprichwort, wird zeitlich sauer, aus der Karoline Greiner ist später eine Karoline Pichler geworden. Am benachbarten Fenster sehen wir eine der reizendsten Frauen Wiens, die Hofräthin von Sonnenfels. Die Künstlerwelt nannte die liebenswürdige Therese die „Aspasia" Wiens. Von fünf reizenden Töchtern des Fulnecker Oberamtmannes Hay war sie die Reizendste, ihr Bruder Johann Leopold Hay wurde später Bischof zu Königgrätz, Viele preisen ihn als Oesterreichs Fenelon.

Aber siehe da! Wer ist das?

Neben der Freiin von Sonnenfels steht eine einfach gekleidete Frau, jung, reizend, fast so liebenswürdig wie die Hofräthin. Beide sprechen freundlich miteinander, trotzdem, daß die einfache Frau, nur bürgerlich gekleidet, der

Dame gegenüber sehr bescheiden aussieht. Wir werden die Anmuthige später näher kennen lernen, vor der Hand genüge ihr Name, es war Madame Constanze Mozart.

Wir vermögen von unten aus nicht zu hören, wovon die Damen sich unterhalten, wir bemerken aber, daß ihre Blicke auf ein schräg hinüberliegendes Fenster gerichtet sind, das sich im zweiten Stocke befindet und an dem ebenfalls eine Dame erschienen ist.

Nur einige Secunden am Fenster und hunderte Augen ruhen auf ihr.

Die Dame scheint dem Bunde der Grazien entflohen und sich hier niedergelassen zu haben.

Das Gesichtchen, ein vollkommenes Oval, die Wangen eine Verbrüderung von Lilien und Rosen, das Auge von dem reinsten, damals berühmten Kaiseraugenblau, die Lippen fein geschnitten, das Kinn zum Küssen, die Stirne voll Hoheit, der Charakter des ganzen Antlitzes ein Gemisch von Liebenswürdigkeit Anmuth und Klugheit. Ihr Haar ist blond und seidenweich, der Kopf, in diesem Momente blos, zeigt eine Frisur, die an das Antike mahnend, eigens für diese Erscheinung erfunden scheint. Das reiche Haar, nach rückwärts geleitet, am Hinterhaupte in einen Bund vereiniget, bildet hier einen blonden Wald, aus welchem einzelne Locken nach den Seiten und nach rückwärts fallen. Man mußte diesen Kopf sehen, um den Reiz des Haarputzes nur zu begreifen.

So viel man von unten aus wahrnehmen kann, ist die Dame üppig gebaut, jedoch nicht zu voll, die braune Seidenrobbe zieht sich jeder Mode zum Trotz bis nahe an den

Hals, wodurch die Reizende ein keusches Aussehen erhält, eine Eigenschaft, die in jenen frivolen Tagen eben nicht allzuhäufig angetroffen ward.

Wer die Blicke, welche auf die Erscheinung im zweiten Stocke gerichtet waren, genau studirte und dabei die Mienen der betreffenden Personen nicht übersah, der konnte auf allen Gesichtern die einfache Frage lesen: „Wer ist dieser Engel?"

Weder die Herren auf dem Platze, nach die Damen an den Fenstern vermochten diese Frage zu beantworten!

Etwas entfernt von der Spielbude — man gewähre uns diese Benennung, die eigentlich die passendste ist — bemerken wir einen jungen Mann, dessen Aufmerksamkeit ebenfalls jener Dame gilt

Sein schlanker Körper lehnt an dem gegenüber liegenden Hause und sein schwarzes Auge weidet sich an dem lebenden Frauenfrühling.

Wir zweifeln nicht, daß der schmucke Herr, der kaum zwanzig Jahre zählt, im Leben noch kein schöneres Frauenbild sah, darum sein glühender Blick, darum das Lächeln auf seinen Lippen, sie sind stumme Geständnisse seiner Bewunderung.

Der junge Mann, dessen Kleidung und feines Wesen ihn als zu den besseren Ständen gehörend bezeichnet, ist in dem Anschauen der Dame so versunken, daß er die Vorgänge auf dem Platze nicht beachtet, er ist blos mit dem Körper auf dem Graben, sein Geist weilt in den höheren Regionen eines zweiten Stockwerkes.

Zwei Herren, die sich in seiner Nähe aufgestellt hatten

und laut und ungezwungen mit einander sprachen, blieben natürlich von ihm unbemerkt.

Beide Herren, anständig gekleidet, waren groß, der Eine rauh, trotzig, mit einem Medusengesicht, der Andere hübschfarbig, freundlich lächelnd und munter. Obwohl erst in der Mitte der Dreißig stehend, sah man bei ihm doch schon die Anlage des künftigen Schmeerbauches, der kurze Hals versprach auch sehr speckig zu werden.

Beide Herren gingen Arm in Arm, der Trotzige wurde von dem Freundlichen in der Richtung gegen die Spielbude gezogen, er stemmte sich aber dagegen und rief wiederholt: Ich mag nicht — laß mich — wer wird sich denn unter's gemeine Volk mengen — Du hast doch manchmal sonderbare Einfälle, Emanuel!

Komm nur, Stephanie, komm mein Büberl, versetzte der Muntere im echten Wiener Jargon, ich hab mir's einmal in den Kopf g'setzt, wir probiren heut' unser Glück —

Ich spiele nicht —

Geh, geh, Mauserl, bei Millani spielst Du fleißig.

Ein Caffeehaus ist kein öffentlicher Platz —

Du spielst auch öffentlich und zwar — Komödie.

Zwischen Nationaltheater und Glückshafen wird wohl ein Unterschied sein.

Kein großer. Die Treffer sind dort so rar, wie hier. Jetzt komm, Brüderl, komm, sei fein manierlich, laß das Tyrannenhafte, Flegelische und Scharfrichterliche für das Komödienhaus, spiel mit, dagegen verspreche ich, sobald wieder eine neue Komödie von Dir gegeben wird, zu klatschen wie ein Fuhrmann, aber gut muß daß Stück sein, so gut, wie

zum Exempel Deine „Bekanntschaft im Bade“ oder die „Wölfe in der Heerde,“ oder gar wie der „Deserteur aus Kindesliebe.“

Stephanie der Jüngere, denn er war der Widerstrebende, schüttelte den schrecklichen Kopf, und versetzte: Mir liegt an dem Geklatsche in der Luft und an jenem auf dem Papiere nichts; der Teufel hol Alles, was kritisirt, gleichviel, ob mit dem Munde oder mit der Feder; wer mit meinem Kopfe nicht zufrieden ist, dem gib' ich meine Fäuste zu schmecken. So halt' ich's! Jetzt aber laß mich, Emanuel!

Da der Freundliche sah, daß der Andere gar nicht zu bewegen war, so sagte er: Gut denn, ich probir's allein, wo treff' ich Dich später?

Bei Kramer.

Sie trennten sich.

Der Herr, welcher Emanuel hieß, ging zur Spielbude.

Der früher erwähnte junge Mann, in dessen Nähe diese Scene vorfiel, blickte noch immer nach dem zweiten Stockwerke.

Plötzlich fühlte er sich an der Schulter berührt. Er wendete den Kopf, und sah an seiner Seite einen höckerigen Mann mit einer schwarzen Binde um das rechte Auge.

Störe ich, Herr Lohberg? fragte der Bucklige leise.

Der Angeredete, erstaunt, von einem Unbekannten angesprochen zu werden, versetzte: Was wünschen Sie, mein Herr?

Ihnen gefällig zu sein.

Sie? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Es steht Ihnen frei, meine Bekanntschaft zu machen.

Ich danke, mein Herr.

Ah, sagte der Einäugige mit einem sarkastischen Lächeln, Sie denken wahrscheinlich, eine Bekanntschaft, die sich selbst aufdringt, kann nicht sehr wünschenswerth sein.

Sie geben sich viele Mühe, meine Gedanken zu errathen.

Ich brauche Ihre Gedanken nicht erst zu errathen, ich kenne sie ohnedem.

Meine Gedanken?

Sie staunen! Würden Sie meinen Namen wissen, Sie fänden natürlich, was Sie jetzt bezweifeln.

Der junge Mann betrachtete den Fremden aufmerksamer, und sagte: Wohlan, nennen Sie mir Ihren Namen!

Hier? Auf öffentlichem Platze? Oh, mein Herr, ich pflege meinen Namen nicht auszuposaunen.

Dann bewahren Sie Ihr Geheimniß, und lassen Sie mich.

Sie sind mißtrauisch, Herr Lohberg, ich wiederhole, ich wünsche nichts, als Ihnen gefällig zu sein.

Und ich wiederhole meinen Dank dafür.

Sie weisen mich also von sich?

Keine Antwort.

Das linke Auge des Fremden funkelt. Er zieht sein Portefeuille aus der Brusttasche, öffnet es, und sagt ernst mit wohlklingender Stimme: Cornelius Lohberg, ich bitte, blicken Sie hieher.

Er hielt dem jungen Manne ein Miniaturbild entgegen, welches eine hübsche Frau darstellte.

Lohberg wurde bleich und zitterte.

Kennen Sie diese Dame?

Es ist meine Mutter, meine arme Mutter! stammelte der Betroffene.

Der Fremde schloß das Portefeuille, und verbarg es. Dann sagte er kurz: Ich verlasse Sie, mein Herr, ich mag Niemanden lästig fallen.

Jetzt hielt Lohberg ihn zurück.

Verweilen Sie nur einige Augenblicke, sagte er, ich bitte Sie darum.

Der Fremde blieb.

Sie tragen in Ihrem Portefeuille das Portrait meiner Mutter. Wie kommen Sie zu dem Bilde? Wer sind Sie? Woher kennen Sie mich?

Ich kann Ihnen diese Fragen hier nicht beantworten. Das Portrait kam zufällig in meinen Besitz.

Kannten Sie meine Mutter persönlich?

Nein. Ich sehe auch Sie heute zum ersten Male.

Und dennoch?

Dennoch kenne ich die ganzen Verhältnisse Ihrer Familie, kenne die Vergangenheit, und weiß Ihre Zukunft.

Meine Zukunft? rief Cornelius betroffen.

Zweifeln Sie nicht, junger Mann, vor mir gibt es kein Geheimniß! Nicht vergeblich habe ich die Welt in allen ihren Theilen durchreist, die Mysterien der Pyramiden und Katakomben durchforscht, nicht vergebens weilte ich am Ganges, am Niagara und im Innern des Vesuv, nicht umsonst lebe ich in verschiedenen Jahrhunderten neu auf, für mich gibt es keine Zeit und keinen Ort.

Lohberg glaubte zu träumen. Was er da hörte, war so sonderbar, so unglaublich, und doch mit solcher Zuversicht und solcher Würde gesprochen, daß er es nicht wagte, seine Zweifel laut werden zu lassen. Er blickte den Fremden betroffen an.

Dieser fuhr fort: Was staunen Sie? Sie gehören doch noch nicht zu jenen neumodischen Freigeistern, wie die jetzige frivole Zeit sie zu Tausenden heranbildet. Für sie gibt es keine Religion, weder eine natürliche, noch eine geoffenbarte, für sie gibt es keinen Glauben, keine Wunder, keine Hölle und kein Jenseits. In ihrem Alles nivellirenden Geiste läugnen sie, was ihr Verstand nicht begreift, und bestreiten selbst die Wunder der Natur, weil sie das Geheimnißvolle derselben nicht zu durchschauen vermögen. Sagen Sie mir, haben Sie Franz von Zahlheim gekannt?

Den Verbrecher, welcher gestern gerädert wurde?

Ja, man sagt, er sei hingerichtet worden.

Man sagt? Ei, mein Herr, ich selbst war Augenzeuge.

Sie kannten ihn also?

Ich kannte ihn sehr gut.

Wohlan denn, blicken Sie nach jenem zweiten Stocke und sagen Sie mir, wer ist jener Mann?

Der Fremde wies mit dem Zeigefinger nach demselben Fenster, an welchem früher die herrliche Dame mit dem blonden Haar sichtbar war.

Cornelius blickte hin, taumelte und stotterte: Heiliger Gott, er ist es, der Zahlheim!

Der Zahlheim! hört man rechts Mehrere rufen.

Der Zahlheim wie er leibte und lebte! schreit es links.

Hunderte Augen blicken auf.

Der Zahlheim steht mit verschränkten Armen am offenen Fener, und blickt traurig auf den Platz herab.

Es ist hell-lichter Tag.

Bei der Spielbude ertönt jetzt ein fürchterliches Geschrei.

Bravo! Vivat! Jubel!

Trompetenschall und Paukenwirbel.

Hütewerfen! Halloh! Getümmel!

Das waren die pächterlichen Claqueurs des Glückshafens.

Der erste Preis — der silberne Becher war gewonnen.

Ohrenzerreißendes Spectakel!

Im Nu steht vor der Bude ein offener Fiaker.

Der Gewinner mit einem Lorberkranz auf dem Dreispitz wird mit Gewalt von vier stämmigen Burschen gefaßt und in den Wagen gehoben. Einer von ihnen steht wie ein Heros auf dem Wagensitz, und schwingt den silbernen Becher in der Luft. Hinten auf dem Bret stehen zwei Trompeter und blasen, als ob das jüngste Gericht schon im Anzuge wäre.

Hunderte von Gassenjungen umspringen den Wagen, und rufen ohne Unterlaß: Vivat Schikaneder! Bravo Schikaneder! Vivat!

Der Schauspieler, oder wie man damals sagte, der Komödienspieler Emanuel Schikaneder war der Gewinner des ersten Preises, und mußte sich nun, nolens volens im Triumph — zum Ruhme des Glückshafen-Pächters — in der ganzen Stadt herumtrompeten lassen.

Lohberg, von dieser Scene hinwegblickend, suchte den Fremden.

Er war fort.

Das Fenster im zweiten Stocke war geschlossen.

Von Zahlheim und der reizenden Erscheinung keine Spur.

Der junge Mann eilte in jenes Haus — oben war Alles gesperrt — der Hausmeister sagte ihm, die fremde Herrschaft, welche seit acht Tagen hier wohne, sei schon am Mittage ausgefahren und seitdem nicht zurückgekehrt.

Fünftes Capitel.

Auf der Hauptmauth.

Wir als Romandichter würden es unseren Lesern nimmermehr zumuthen, uns an einen Ort zu folgen, der so wenig romantischen Elementes bietet. Unsere Chronik ist jedoch unerbittlich, wollen wir ihr nicht untreu werden, so dürfen wir einen Vorfall nicht übergehen, welcher zu einem wichtigen Theile unserer Erzählung den Anfang bildet.

Der Chronist befiehlt, wir gehorchen. — Im Grunde genommen ist der Schauplatz Nebensache und die Begebenheit und die Personen sind von Wichtigkeit.

Wir befinden uns also auf der damaligen Hauptmauth.

Das drei Stockwerke hohe geräumige Gebäude lag zwischen den sogenannten Lorenzerinnen und dem Mauththore. Damals trug es die Nummern 721 und 722.

Wir kennen das Gebäude, wir wissen die Veränderungen, welche seitdem stattgefunden, darum kein Wort mehr darüber.

Es war fast gegen das Ende der Amtsstunden; der Zulauf hatte sich verringert, die Parteien waren expedirt, nur Wenige befanden sich noch da, um die Untersuchung ihrer Packete, Koffer und Kisten abzuwarten.

Unter diesen befanden sich zwei Reisende, die man augenblicklich in Herr und Diener unterschied.

Der Erste war ein kräftiger Greis, strotzend von Gesundheit. Seine kerzengerade Haltung, so wie sein kurzes, barsches Wesen zeigten den ehemaligen Militär, sein offenes Auge die Freimüthigkeit und seine hohe Stirn den Denker, den Mann der Wissenschaft.

Der Diener, im Alter nahe an den Vierzigen, war in gewissen Dingen ein Seitenstück zu seinem Herrn, auch er hatte dem Militär angehört, aber ihm fehlte das offene, ehrliche Wesen, sein lauernder Blick stieß ab, seinen Mund verunzierte ein Zug von Heuchelei und seine niedere Stirn verrieth Tücke.

Die beiden Reisenden standen neben mehreren Koffern, die — da sie gerade aus Berlin angelangt waren — untersucht werden mußten.

Der Herr ging mit kräftigen Schritten auf und nieder, blieb dann stehen und sagte: Götz!

Befehlen, Herr Baron!

Wo ist Sabine?

Sie ist auf der Straße und hütet die Sachen im Wagen.

Deinem Weibe wird außen die Zeit lang werden.

Sabine ist geduldig und weiß zu warten. Die österreichischen Zöllner sind indessen sehr langweilig. Da lobe ich mir die unserigen.

Die Aussprache der Fremden verrieth die Preußen.

Der Greis zuckte die Achseln und sagte: Endlich wird denn doch auch an uns die Reihe kommen müssen.

Eine Weile verging wieder.

Jetzt kam einer der Visitatoren. Wir wollen gleich seinen Namen angeben, er hieß: Bacchiochi.

Er war ein großer dicker Mann mit einem Vollmondsgesichte, dabei aber sehr gesprächig, mitunter etwas mehr als barsch, wie man es beiläufig auf der Hauptmauth anzutreffen pflegte.

Woher kommen Sie?

Aus Berlin.

Ah, aus Berlin!

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen waren, hatte etwas Höhnisches.

Man muß nämlich die damalige politische Situation zwischen Wien und Berlin im Auge behalten.

Man war zu jener Zeit bei preußischen Reisenden so vorsichtig, wie heut zu Tage bei Schweizern oder Engländern. So wie einst die Juden von Nazareth, so rief man damals in Wien: „Was kann von Berlin Gutes kommen??"

Die Theresianer und Josephiner wußten recht gut, warum?

Daher kam auch der höhnische Ton des Visitators.

Der Reisende achtete aber nicht auf den Ton des

Mauthbeamten, sondern sagte zu seinem Diener: Götz, sperre die Koffer und Kisten auf.

Dieser gehorchte.

Man ist hier zu Lande in den Zollhäusern sehr streng! wendete sich der Greis an den Visitator.

Dieser nickte mit dem Kopfe und versetzte: Die Regierung hat das Beste, den heimischen Commerz im Auge, und der Kaiser thut Alles, um den materiellen Wohlstand seiner Völker zu heben. Uebrigens herrscht die Strenge für Einen und für Alle. Wir haben davon erst vor einigen Wochen ein eclatantes Beispiel erlebt.

Ei so! Darf man es wissen?

Es ist kein Amtsgeheimniß und die Zeitungen haben es verkündet. Eine hochgestellte Dame am kaiserlichen Hofe ließ während des Faschings eine französische Marchande de Mode zu sich kommen und kaufte ihr Waaren im Betrage von 200 Ducaten ab. Der Kaiser, welcher zufällig dazu kam, besah die Waaren und erkannte, daß es ausländische seien. Ohne etwas zu äußern, bezahlt er augenblicklich die Modistin. Eine Stunde später hatten wir schon den Auftrag, das Haus der Französin zu durchsuchen, und da sie sich über ihren großen Vorrath nicht mit Mauthbillets ausweisen konnte, wurde Alles confiscirt und trotz sehr hoher Verwendungen, deren sich die Schuldige zu erfreuen hatte, erhielt sie die Contrebande nicht zurück.

Der Reisende schenkte der Mittheilung seinen Beifall und da sein Diener mittlerweile die Behältnisse geöffnet hatte, so begann der Visitator sein Amt zu üben.

Zwei Koffer mit Kleidungsstücken waren bald durchsucht, Bacciochi kam zu einer Kiste.

Als der Mauthbeamte den Inhalt derselben erblickte, wurde er aufmerksam. Sein Auge vergrößerte, sich, sein Gesicht schien um einen Zoll länger zu werden.

Man sah, daß ein wichtiger Gedanke ihn beschäftige.

In der Kiste befanden sich, sehr behutsam verpackt, Schmelztigel, Roste, gläserne Retorten, Büchsen, Phiolen mit verschiedenen Flüssigkeiten gefüllt, ein Blasebalg und verschiedene andere Utensilien, wie sie in allen chemischen Küchen unentbehrlich sind.

Bacciochi hatte einen Entschluß gefaßt. Er blickte vorsichtig um sich, ob er von keinem seiner Vorgesetzten im Amte beobachtet werde und da dies nicht der Fall war, sagte er zu Götz: „Schließen Sie die Behältnisse, ich habe bereits Alles durchsucht und nichts Anstößiges gefunden!" und dann zu dem Herrn sich wendend fuhr er mit geheimnißvoller Geberde in tiefster Ehrfurcht fort: Darf ich, hochverehrter Herr, um Ihren Namen fragen?

Der Greis wurde über den plötzlichen Wechsel im Benehmen des Mauthbeamten stutzig und antwortete barsch: Ich bin der Baron Liebenstein!

Der Visitator schien in seinem Gedächtnisse nach diesem Namen zu suchen, da er ihn aber nicht fand, murmelte er in sich hinen: Baron Liebenstein — es ist sicher — das ist ein Incognito!"

Dem Reisenden war das auffällige Benehmen des Be-

amten nicht entgangen, er schüttelte den Kopf und murmelte ebenfalls einige Worte in den Bart, die aber für Herrn Bacciochi wenig schmeichelhaft gewesen sein mochten.

Dieser ließ sich indessen von dem abstoßenden Benehmen des Preußen nicht abschrecken, sondern that sich mit der unterwürfigsten Reverenz um den Fremden herum und bat, ihn in seine Wohnung begleiten zu dürfen.

Der Baron in seiner barschen Geradheit erwiederte: Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich hab' nichts dagegen. Meinethalben kann das ganze Mauthpersonale mit mir gehen.

Bacciochi machte eine Pantomime, die anzeigte, wie wehe ihm das Mißtrauen des hohen Reisenden thue und er erwiederte: Hochverehrter Herr Baron, wenn ich mir die Gnade erbat, Sie begleiten zu dürfen, so dachte ich dabei an keine Amtspflicht, sondern blos an die gehorsamste Reverenz, die ich Euer Gnaden schulde.

Sie, mir? fragte Liebenstein verwundert, kennen Sie mich?

Ich habe nicht das hohe Glück —

Was wollen Sie also mit Ihrer Reverenz sagen?

Ich will damit sagen, daß ich es mir zur Ehre rechne, Ihr unterthänigster Diener zu sein!

Der Kerl ist ein Narr! dachte der Baron.

Man verließ das Amtshaus.

Da Götz das Aufladen der Koffer besorgte, so befahl ihm der Baron, zum goldenen Ochsen hinter dem Mehlmarkte nachzukommen und ging mit seinem aufgedrungenen Begleiter voraus.

Der Gasthof zum Ochsen ist wohl anständig? fragte Liebenstein auf dem Wege.

Oh gewiß, sehr anständig, doch glaube ich nicht, daß Euer Gnaden dort lange verweilen werden.

Ich gedenke mich aber hier längere Zeit aufzuhalten.

Oh welch ein Glück für uns, rief der Mauthbeamte entzückt aus, trotzdem wage ich doch zu behaupten, daß Euer Gnaden nicht nöthig haben werden, in dem öffentlichen Locale zu bleiben.

Sie meinen, ich sollte ein Privatlogis miethen?

Miethen? Oh, für Cavaliere wie Euer Gnaden, gibt es in Wien Hunderte von Familienvätern, die sich glücklich schätzen würden, Sie zu beherbergen.

Was mag der Narr nur wollen? dachte der Baron, sagte aber dann laut: Ich gestehe Ihnen aufrichtig, mein Herr, daß ich Sie nicht begreife? Sie erklärten mir vorhin, mich nicht zu kennen, wie kommt es also, daß Sie mir, dem völlig Uebekannten, solche Dinge sagen?

Bacciochi machte ein pfiffiges Gesicht, schmunzelte und entgegnete: Oh, Herr Baron, man kennt manches Ding in der Natur nicht, das heißt, man hat es noch nicht gesehen, weiß aber doch, was dahinter steckt, und kennt seine verborgenen Eigenschaften. Freilich muß man ein Eingeweihter sein, um dergleichen zu wissen, der Laie ist so glücklich nicht.

Der Visitator legte auf das Wort: „Eingeweihter," einen besonderen Nachdruck, und machte dazu eine pfiffige Miene, wie ungefähr Jemand, der da sagt: „Merken Sie endlich etwas?"

Aber der Baron merkte nichts, sondern sagte: Sie reden von mir, als ob ich ein merkwürdiges Gewächs wäre—

Aha, ein merkwürdiges Gewächs!

Eine Rarität.—

Und welche Rarität?

Sie haben mich noch nicht gesehen, und kennen mich doch—

Ich schmeichle mir.

Der Kerl ist verrückt, murmelte Liebenstein bei sich, ich begreife nicht, wie man solch einem Manne ein öffentliches Amt geben kann.

Bacciochi dachte wieder: Er behauptet starrsinnig sein Incognito, mich täuscht er dennoch nicht.

Eine Weile gingen sie stumm neben einander her, endlich begann der Begleiter des Barons wieder: Euer Gnaden haben wol viel Geschäfte in Wien?

Ich hoffe Geschäfte zu machen.

Mit Tincturen?

Vielleicht.

Aha, dachte der Visitator, er sagt vielleicht, jetzt ist es gewiß,

Und dann laut: Euer Gnaden, Herr Baron!

Was wollen Sie?

Euer Gnaden sind mir gegenüber so zurückhaltend, das kränkt mich sehr.

Liebenstein zuckte gleichgültig die Achseln.

Der Andere fuhr fort: Euer Gnaden, ich bin hier nicht

im Dienste, ich bin, wenn auch Mauthbeamter, doch ein Freund der Aufklärung, als solcher bitte ich Sie recht inständig, verbannen Sie, mir gegenüber, jedes Mißtrauen, alle Scheu, lassen Sie den geheimnißvollen Schleier fallen, ich weiß, Sie sind nicht der, der Sie zu sein scheinen, Sie verbergen aus Vorsicht die schönsten Eigenschaften Ihrer Persönlichkeit, oh, gewiß, Sie sind, was auch ich bin, nur stehen Sie viel höher, hoch, vielleicht am höchsten.

Dem Preußen riß jetzt der Faden der Geduld.

Herr Zöllner, rief er, ich will nicht hoffen, daß Sie mich für einen Agenten des Zollamtes halten! Ich bin der Baron Liebenstein, hab' als preußischer Patriot im siebenjährigen Kriege mitgefochten, war damals Hauptmann und Adjutant beim General Salamon. Jetzt bin ich außer Dienst, und beschäftige mich mit Chemie. Von einem geheimnißvollen Schleier ist also bei mir keine Rede, ich bin wirklich der, der ich zu sein scheine, ich verberge gar keine Eigenschaften meiner Persönlichkeit, ich bin Liebenstein, heiße Liebenstein, und werde Liebenstein bleiben bis zu meinem Tode. Ich habe Sie eine Weile angehört, aber Alles hat seine Grenze, jetzt ist's genug. Ich habe ausgeredet und will kein Wort mehr verlieren!

Bacciochi, weit entfernt, sich durch die Barschheit des Barons abschrecken zu lassen, verharrte in seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit, und empfahl sich von ihm erst, als man in dem genannten Gasthofe anlangte, unter hundert Bücklingen.

Liebenstein war froh, den Zudringlichen los zu sein. Der Visitator rieb sich vergnügt die Hände, und murmelte,

auf der Straße angelangt: Oh, gewiß, er ist einer der Unseren. Seine Hartnäckigkeit ist zu auffallend, seine geheimnißvollen Blicke verriethen ihn. Er ist ohne Zweifel einer der geheimen Oberen, und kam hieher, um sich von unserem Wirken zu überzeugen. Morgen gleich will ich dem Meister das überraschende Ergebniß verkünden.

Sechstes Capitel.

Der Meister.

In einem der Häuser in der Spiegelgasse und zwar im zweiten Stocke wohnte der Reichshofraths-Agent von Matolay.

Im rüstigen Mannesalter stehend, zeigte seine Physiognomie den Mann von mannigfachen Kenntnissen, bei denen edoch zu bedauern war, daß sie jener unpraktischen Sphäre angehörten, die damals noch mit vieler Vorliebe gepflegt wurde, und in welche sich aber viel größere Geister, als Herr von Matolay war, verwirrten.

Der Herr Agent des Reichshofrathes war ein Schwedenborgianer mit Leib und Seele und ein leidenschaftlicher Alchymist.

Wir finden in ihm eine einnehmende Gestalt, eine Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, die oft verdächtig wird, ein Antlitz, dem die Verstellung nicht fremd, kurz einen

Charakter, bei dessen Ausbildung sich eine bedeutende Quantität Heuchelei einschmuggelte.

Der Agent ist im Besitze einer reizenden Frau — der berühmte Nikolai nennt sie eine der schönsten Frauen in Wien — die hübsche Bilder zeichnete und sich um die Handlungen ihres Gatten wenig kümmerte.

Herr Matolay befindet sich in seinem Kabinet und ist mit einem Aufsatze beschäftigt, den er eben zu Papier bringt. Es ist dies ein Vortrag, welchen er den Brüdern bei der nächsten Gelegenheit zu halten gedenkt.

Der Agent ist etwas zerstreut.

Ohne von außen gestört zu werden, unterbricht er sich oft selbst und greift nach einem Briefe, der seitwärts liegt, und den er schon zum Oeftersten durchgelesen hatte.

Das Schreiben war ihm zwei Tage früher durch die Stadtpost zugekommen, sah aber durch das häufige Lesen schon so abgegriffen aus, als ob er es schon vor Monaten erhalten hätte.

Er nahm den Brief jetzt wieder zur Hand und las:

„Hochverehrter Herr und Meister!"

„Ein Mann, dem es vergönnt ist, in dem Spiegel der Zukunft zu lesen, meldet Ihnen, daß ein Ereigniß im Anzuge ist, welches dem Orden, dem wir angehören, einen überraschenden Aufschwung verleihen wird. Ein berühmter Alchymist, der Erfinder des Philosophischen Goldsatzes, trifft morgen in Wien ein. Er reist unter dem Namen eines Baron Liebenstein. Versäumen Sie diese Gelegenheit nicht. Der Augenblick der Größe für den Ordenszweig in Wien ist gekommen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, was

Sie zu thun haben. Das Geheimniß des berühmten Gastes ist unbezahlbar."

Die Unterschrift lautete? „Ein Bruder aus dem Orient."

So wie jedes Mal nach dem Lesen schüttelte Matolay auch jetzt den Kopf.

Das Schreiben dünkte ihm räthselhaft und gab ihm Stoff zum Nachdenken.

Wer mag der geheimnißvolle Reisende sein, der ankommen soll?

Wer ist dieser Bruder aus dem Orient?

Wird dessen Prophezeihung in Erfüllung gehen?

Und war dies der Fall, so entstand die Frage, was mußte geschehen, um den geheimnißvollen Reisenden zu gewinnen?

Alle diese Fragen waren für unsern Mann zu wichtig, als daß sie ihn nicht von anderen Beschäftigungen abgezogen und sein Denken in Anspruch genommen hätten.

Der Vortrag blieb unvollendet liegen, denn dessen Verfasser sann über andere Dinge nach.

Er war so vertieft, daß er das Aufgehen der Thüre nicht hörte und einen Eingetretenen erst bemerkte, als er vor ihm stand.

Es war jener junge Mann, den wir auf dem Graben unter dem Namen Cornelius Lohberg kennen lernten.

Der Agent empfing ihn sehr freundlich.

Lohberg kreuzte die Hände über die Brust, neigte den Kopf und begann ehrfurchtsvoll: Hoher Meister!

Matolay unterbrach ihn: Ohne Ceremonien, lieber

Herr Lohberg, wir sind unter uns und nicht in der Loge. Nehmen Sie Platz. Was bringen Sie Neues?

Man setzte sich.

Haben Sie, begann der junge Mann, von dem gestrigen Vorfalle auf dem Graben schon Kunde erhalten?

Man sprach heute in der Kanzlei davon. Baron Ditmar erzählte, der geräderte Zahlheim wäre an einem Fenster erschienen —

Ich sah ihn mit eigenen Augen.

Also wirklich? rief der Andere auf's Höchste erfreut, erzählen Sie, ich bitte, wie hat sich das Wunder ereignet?

Lohberg theilte dem Agenten die erlebte Scene mit.

Matolay war ganz Ohr. Er horchte auf die räthselhafte Begebenheit mit großer Andacht, kein Zug des Zweifels trübte seine freudige Miene. Wer Jahrelang — wenn auch nur in seinem Studierzimmer — sich mit Geistern und Gespenstern beschäftiget, für dessen Ohr ist es Balsam, endlich von einem Gespenste zu hören, welches den Leuten am hellen Tage und auf offener Straße erscheint. Fast mehr als der Geräderte selbst beschäftigte ihn der räthselhafte Fremde mit der schwarzen Binde. Wer war dieser Mann? Lohberg erinnerte sich nicht, ihn gesehen zu haben, er kam und war fort.

Matolay hatte also neuen Stoff zum Nachdenken.

Er dankte dem jungen Manne für die Mittheilung, und erbat sich über einige Daten nähere Angaben, die ihm Cornelius auch machte.

Als man damit zu Ende war, gab Herr von Matolay dem Gespräche eine andere Wendung, indem er sagte: Da

Sie mir Neuigkeiten mitgetheilt haben, Herr Lohberg, so will ich Ihnen auch eine zukommen lassen. Man ist ungehalten über Sie.

Ueber mich? rief Cornelius verwundert.

Es sind Klagen eingelaufen.

Sie erschrecken mich, Herr von Matolay!

Fragen Sie nur meine Frau!

Ah, jetzt begreife ich.

Der junge Mann lächelte.

Fräulein Aurelie war vor einigen Tagen bei uns zu Besuche, und wir erfuhren zu unserem Erstaunen, daß Sie sich bei Herrn Obristlieutenannt Szekely gar nicht mehr sehen lassen. Hat man Sie dort beleidigt?

Nein, der Obristlieutenant ist ein ehrwürdiger alter Herr, und das Fräulein ist sehr liebenswürdig, aber —

Nun weiter, mein Herr, warum werden Sie verlegen? Ich wiederhole Ihnen, daß Sie im Hause gerne gesehen werden —

Ich zweifle nicht daran, glaube jedoch besser zu thun, wenn ich fern bleibe. Ich habe Gründe, wichtige Gründe!

Der Agent begriff den Ernst nicht, mit welchem Cornelius dies vorbrachte.

Sie scheinen Launen zu haben —

Herr von Matolay, halten Sie nicht für Laune, was als eine trübe Wolke die Sonne meines Lebens verdunkelt.

Der junge Mann wünschte im Stillen, dem Gespräche, dessen Inhalt für ihn ein unangenehmer geworden war, ein Ende zu machen. Die Gelegenheit dazu ergab sich durch den Eintritt eines neuen Besuches.

Herr Bacciochi trat freudestrahlend, verklärt ein.

Lohberg empfahl sich, und der Visitator der Hauptmauth hatte nach seiner Entfernung nichts Eiligeres zu thun, als ebenfalls dem Ordensmeister gegenüber den Logenton anzuschlagen.

Matolay unterbrach ihn, und sagte wie früher: Ohne Ceremonie, Herr Bacciochi, was bringen Sie Neues?

Oh — viel Neues! — Sehr viel! —

Wollen Sie mir vielleicht auch das Wunder vom Graben erzählen?

Wunder? — Am Graben? — Davon weiß ich nichts.

Zahlheim der Geräderte ist gestern am hellen Tage als Gespenst erschienen.

Nicht möglich! rief der Zöllner überrascht, und gleich darauf sich verbessernd, setzte er hinzu: Oder ja möglich — sehr wahrscheinlich — Triumph unseres hohen Ordens. — Oh — es stehen uns große Tage bevor — Ruhm und Ehre!

Sie sind ja ganz begeistert!

Oh, wer soll denn an der Schwelle einer so großartigen Zukunft nicht begeistert werden! Ereignisse drängen Ereignisse! Vivat societas Rosae crucianorum!

Sprechen Sie — was haben Sie mir Neues zu berichten?

Ein räthselhaftes Wesen, ein großer Mann, ein Magister Alchymiae, ein Meister, befindet sich incognito in unseren Mauern,

Matolay wurde aufmerksam.

Ich habe ihn im Zollamte entdeckt, ich genoß die Ehre ihn zu visitiren, in seinem Koffer befanden sich Tincturen, Sublimate, Präparate, verschiedene Mirta und ein complettes alchymistisches Laboratorium — ohne Zweifel — er ist ein Rosenkreuzer — aber kein Lehrling, kein Geselle — sondern ein Meister, ein hoher Meister —

Matolays Spannung nahm von Moment zu Moment zu. Die Mittheilung des Visitators erinnerte ihn an den gestern erhaltenen Brief.

Haben Sie mit ihm gesprochen? fragte er ebenfalls in freudiger Bewegung.

Nicht allein gesprochen, sondern auch begeleitet bis zu seinem Logis. Er wohnt in Ihrer Nähe, beim goldenen Ochsen.

Wie ist sein Name?

Wer kann es wissen, wie der große Mann wirklich heißt? Ich bin nur ein unwürdiges Glied des hohen Ordens und kenne seine tiefen Mysterien nicht.

Der Fremde wird aber doch irgend einen Namen führen?

Er läßt sich Baron Liebenstein nennen.

Baron Liebenstein! rief Matolay und stand verblüfft vor dem Visitator.

Das Zutreffen der brieflichen Verkündigung erpreßte auch ihm das höchste Erstaunen.

So ist es also wahr! murmelte er, die Prophezeihung des Bruders aus dem Orient ist in Erfüllung gegangen, wir werden große Dinge erleben!

Nach einer Pause ernsten Nachdenkens: Merkurius, ich spreche als Meister der Loge zu Dir!

Als der Mauthbeamte sich bei seinem Ordensnamen anreden hörte, kreuzte er die Hände, neigte das Haupt und blieb in regungsloser Stellung.

Matolay fuhr fort: Was Du mir so eben mitgetheilt, ist von dem jetzigen Momente an ein Geheimniß. Bei Deinem heiligen Eide verpflichte ich Dich zum Todesschweigen, bis ich die Angelegenheit in der Loge vorgetragen habe. Jetzt geh!

Merkurius verbeugte sich und verließ gravitätisch das Gemach.

Der Meister warf sich in einen Armsessel, um die eintretende Ruhe der Gefühlswogen abzuwarten und dann in dieser hochwichtigen Angelegenheit einen Entschluß zu fassen.

Siebentes Capitel.

Die Mutter des Geräderten.

Wer vermöchte empfindunglos zu bleiben bei der Trauer einer Familie, die eben eines ihrer Glieder durch den Tod verlor?

Das Scheiden ist bitter, aber bitterer noch ist das Zurückbleiben; der Geschiedene ist erlöst von den irdischen Bürden, der Zurückbleibende hat nebst diesen auch noch den Schmerz um den Todten zu ertragen.

Wenn aber dieser Tod nicht allein, sondern von Schmach und Schande begleitet, einher kam, wenn das Sterben kein natürliches, sondern ein erzwungenes war, wenn der Scheidende zum warnenden Beispiele von der beleidigten Gesellschaft ausgestoßen und gerichtet wird, dann ist das Zurückbleiben doppelt schwer, man hat nebst dem Schmerz auch noch eine unverschuldete Schmach zu ertragen.

Dieses traurige, herbe Los wird jeder braven Familie

eines Justificirten zu Theil, auch bei der Zahlheims war es der Fall.

Wir betreten eine reine, einfach eingerichtete Wohnung in der Rothenthurm-Straße.

Die Fenster derselben gehen vom zweiten Stocke auf die Hauptstraße herab.

Ein Vorzimmerchen führt in ein geräumiges Gemach, an welches wieder ein Kabinet gränzt.

Die Möbeln sind massiv und von Nußbaumholz. Man mußte diese Gestelle, Platten und Laden sehen, um zu wissen, daß sie oft mehrere Generationen überdauerten, und der Enkel meist erbte und noch benützte, was der Großvater angeschafft hatte.

An den Fenstern sehen wir Vorhänge von dunklem Zitz, die Bettdecken und der Faltenwurf des Himmelbettes sind von gleichem Stoff und Muster.

In der Wohnung herrscht das Schweigen eines Friedhofes, das Rasseln auf der Straße tönte nur dumpf herauf, dagegen bewegte die alte Uhr auf dem Kasten, die Datum, Planeten, Mondesviertel und wer weiß was noch Alles anzeigt, ihren Pendel im monotonen Tiktak und verkündete in jeder Viertelstunde im schrillenden Schlage den Lauf der Zeit.

Auf einer Polsterbank ruht jene Matrone, die wir zwei Tage früher in der Nähe des Richtplatzes trafen; auch heute ist sie schwarz gekleidet, auch heute ist das Auge roth von Thränen, die Wange abgehärmt und blaß vor Kummer.

Unweit von ihr sitzt eine Jungfrau, die Tochter der Matrone, das bedauernswürdige Kind einer bejammernswerthen Mutter.

Das liebliche Antlitz ist bleich, das schwarze Auge schwimmt in Thränen, der zarte Blick scheint unter der Last des Grames zu beben, nur das Haar glänzt und wetteifert an Schwärze mit der Trauerkleidung.

Die Mutter hat den oberen Theil des Antlitzes mit einer Hand bedeckt, so verschleiert der Bildner oft eine Gestalt, deren Schmerz er auszudrücken sich unfähig fühlt; die Tochter aber hat das schöne Haupt gesenkt und hält beide Hände fromm gefaltet auf der Brust, sie trauert nur um einen Bruder, während jene ihr Kind bejammert.

Wenn es wahr ist, daß die Zeit Wunden heilt, daß sie den Gram verzehrt und Verzweiflung in stillen Schmerz verwandelt, wenn es wahr ist, daß der Jahre Zahl in jedes kranke Herz Balsam träufelt, warum beschwingt dann diese Zeit nicht ihren Lauf, warum läßt sie dann dem Leidenden die Stunden so bleiern hinrollen und gießt so langsam Tropfen um Tropfen in die brennende Wunde? Warum eilt sie an dem Leidenden nicht flüchtig vorüber, so wie an dem, der in Saus und Braus, in Wonne und Glück dahinlebt?

Wer die trauernden Frauen sah, mußte sich diese Fragen stellen, denn er wurde von der Furcht beschlichen, daß sie ob der Langsamkeit des Arztes dem Schmerze erliegen würden.

Die Uhr hatte eben wieder die Stunde verkündet, als die Matrone sich erhob.

Wohin wollen Sie, Mutter? fragte die Jungfrau.

Ich muß zur Stephanskirche, murmelte die Dame.

Darf ich Sie begleiten?

Nein, Regina, Du bleibst zu Hause.

Wieder allein! Oh, meine theuere Mutter.

Der stille Schmerz des Mädchens ging in lautes Weinen über.

Was hast Du, Regina? Seit wann hast Du es verlernt, in dem Willen Deiner Mutter auch den Deinen zu sehen?

Ich flehe Sie an, gehen Sie nicht aus dem Hause, nicht allein! Oh, hätten Sie auch vorgestern meinen Bitten Gehör geschenkt, Sie würden sich neue Qualen und mir neuen Schreck erspart haben. Auch da sagten Sie mir, Ihr Weg führe Sie zur Stephanskirche, Sie gingen aber hinaus vors Thor — o, schrecklich — ich darf an die Zeit und an den Ort gar nicht denken.

Ja, ich war auf dem entsetzlichen Platze, nicht, als hätte ich mir die Kraft zugetraut, auszuharren, ich wollte ihn nur sehen, noch einmal sehen, wobei mich der tröstende Gedanke überkam, daß die fürchterliche Qual mich tödten, plötzlich tödten werde, und ich von einem peinvollen Leben erlöst wäre.

Regina warf sich an das Herz der Mutter und rief unter Thränen: Und an mich dachten Sie nicht?

Die Matrone versetzte mit dumpfem Tone: In jener Stunde dachte ich nur an den Tod!

Nach einer Pause: Jetzt laß mich, Regina!

Sie gehen also wirklich, Mutter?

Ich muß um die fünfte Stunde an der Stephanskirche sein, ich muß.

Sie folgen der Einladung, die Ihnen heute Vormittags brieflich zukam?

Ich folge ihr.

Von wem kam sie?

Von einem Manne, der — wenn er Wort hält — kein Wesen unserer Art ist.

Wer ist er?

Ich kenne ihn nicht, ich sah ihn noch nie, ich weiß nur, daß — doch die Zeit ist da — ich muß fort.

Die Mutter verließ ernst das Gemach — Regina blieb traurig und nachdenkend zurück.

Der Sonntag Nachmittag ging zur Neige, in der inneren Stadt — von den hohen Häusern begünstigt — begann bereits die Abenddämmerung ihren Schleier zu weben.

Frau Beate, so hieß Regina's Mutter, langte bei der Stephanskirche an.

Die Buden, welche damals noch den Platz verunzierten, waren ob des Festtages geschlossen, die Stätte, die kaum ein halbes Jahrhundert früher noch ein Friedhof war, lag verödet da. Die Vesper im Dome war bereits vorüber.

Die unglückliche Mutter blieb an dem Riesenthore stehen, denn hier, so lautete die schriftliche Weisung, sollte sie den räthselhaften Fremden erwarten.

Schon nach wenigen Secunden Harrens gesellte er sich zu ihr.

Frau Beate, obwohl sie ihn erwartete, erschrack doch bei seinem Anblicke. Sie fühlte eine ängstliche Scheu vor dem Manne, der ihr den Sohn zu holen versprach aus der unbekannten geistigen Welt.

Sie sind gekommen, Madame, begann der Fremde mit der schwarzen Binde um das rechte Auge, Ihr Vertrauen

freut mich, es soll gerechtfertigt werden. Reichen Sie mir Ihren Arm.

Die Matrone willfahrte dem Wunsche des Fremden. Er leitete sie außerhalb des Domes an dem Primglöckelthore — der Eingang unter dem hohen Thurme — vorüber. Nach wenigen Schritten hielt er an.

Unferne von ihnen sah man, auf einem Betschemmel knieend, die Umrisse einer Männergestalt. Vor einem Heiligenbilde hing eine Ampel, deren unsicheres Licht auf den Friedhof fiel.

Madame, lispelte der Fremde, Sie werden Ihren Sohn sehen, schwören mir jedoch, ihn nicht anzusprechen.

Die Matrone zitterte und murmelte: Ich schwöre es!

Der Bucklige leitete sie näher an die Betstelle.

In dieser kurzen Entfernung reichte das schwanke Licht der Ampel hin, den Betenden erkennen zu lassen.

Man sah nicht nur die körperlichen Formen, sondern auch sein Antlitz. Er hielt die Hände gefaltet, und hatte das Auge andächtig gegen oben gewendet.

Jesus, Maria, murmelte die Matrone, Er ist es!

Sie vermochte sich nicht auf den Füßen zu erhalten. Der Fremde mußte sie unterstützen.

Jetzt senkte sie das Knie, Willens, ein Gebet zu verrichten. Der Anblick ihres unglücklichen Kindes hatte sie jedoch so heftig ergriffen, daß ihre Kraft zu versagen begann. Sie fühlte das Schwinden der Sinne, machte noch eine Anstrengung, um sich aufzuraffen, und zu dem Betenden hinzustürzen; der Fremde hielt sie jedoch zurück, und sie verlor das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, war der Betende verschwunden, und der räthselhafte Fremde leitete sie bis zu ihrer Wohnung.

In derselben angelangt, kam ihr Regina entgegen.

Die Jungfrau war aufgeregt.

Mutter, theuere Mutter, rief sie, Sie haben Ihn gesehen?

Die Matrone erschrack.

Wen meinst Du? stammelte die Matrone.

Oh, verhehlen Sie mir nichts, ich weiß Alles. Er war hier.

Wer war hier?

Jener Fremde, der, wie er mir sagte, auch Ihnen versprach, den unglücklichen Franz zu zeigen.

Der Fremde mit dem Höcker und der schwarzen Binde!

Er kam kurz nachdem Sie sich entfernt hatten und schied erst vor einigen Minuten.

Also dort und hier zugleich! murmelte die Matrone.

Er wird wiederkommen, Mutter, er versprach es, denn auch ich soll den Bruder sehen!

Beate, durch diese Worte an die Scene auf dem Friedhofe erinnert, bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen und rief unter Thränen: Ich habe ihn gesehen!

Regina umschloß die Mutter und sehnte sich im Stillen nach der Stunde, wo auch ihr der Anblick des Geschiedenen zu Theil werden sollte.

Achtes Capitel.

Neue Bekanntschaften.

Vor dem Caffeehaus auf dem Kohlmarkte stehen zwei junge Männer.

Den einen von ihnen kennen wir bereits, es ist Cornelius Lohberg, den wir ein Mal auf dem Graben und ein Mal bei dem Herrn Reichshofraths-Agenten Matolay fanden, der Andere ist ein schmächtiger Blondin, mit lebhaften blauen Augen, aus denen der Schalk schaut. Er ist hübsch gekleidet und fuchtelt mit einem Spazierstocke herum.

Die jungen Leute unterhalten sich miteinander und Corneluis sagt eben: Du hast also den gestrigen Tag angenehm zugebracht.

Süperb, — die Hetze war magnifique — kusch Sultan! —

Der letztere Zuruf galt einem braungefärbten Fang-

hunde, der so groß war, daß er seinem schlanken Herrn bis an die letzte Rippe reichte, er hatte einen Vorübergehenden angeknurrt, daher kam die Mahnung.

Der Kerl, fuhr der Blonde fort, glaubt immer, er befinde sich in der Hetz oder bei der Ochsentheilung; wie Du ihn hier siehst, hat er mir gestern den ersten Preis gewonnen.

Du solltest das Thier zu Hause lassen, Wendelin, Du weißt, es ist sehr bissig.

Sultan sieht nur so böse aus, lautete die Antwort, wenn er nicht gehetzt wird, thut er Niemanden etwas zu Leide, Unbekannten fährt er höchstens in die Wade, sonst nichts. Er ist eine lammfromme Haut.

In demselben Momente fuhr die lammfromme Haut auf einen vorübergehenden alten Herrn los.

Kusch Sultan, rief Wendelin, und versetzte dem Thiere einen Hieb mit dem Stocke.

Der Alte war mit dieser Satisfaction nicht zufrieden, sondern brummte: Sie könnten so ein wildes Vieh auch zu Hause lassen.

Ich könnte, versetzte Wendelin mit geringschätzender Miene, wenn ich möchte. Uibrigens hat Ihnen der Hund keinen Schaden zugefügt.

Am Ende soll ich Ihnen noch dankbar sein, daß er mich nicht gebissen hat.

Wünschen Sie vielleicht einen Schadenersatz für den ausgestandenen Schreck, dann kommen Sie herein ins Caffeehaus, ich zahle Ihnen eine Schale Weißen und ein Eierkipfel.

Behalten Sie Ihre Pfennige, Sie Taugenichts,

Lohberg sah die derbe Wendung, welche der Wortwechsel zu nehmen drohte, trat zwischen die Streitenden, besänftigte den Alten und redete ihm freundlich zu, bis er sich endlich entfernte.

Dann wendete er sich zu Wendelin: Ich sagte Dirs schon oft, Du wirst mit diesem Bullenbeißer in Ungelegenheiten kommen, denke Dir an die Stelle des Alten einen jungen Hitzkopf und die Schlägerei wäre fertig gewesen.

Ich fürchte keine Rauferei, so lange Sultan bei mir ist; übrigens begreife ich Deinen Widerwillen nicht. Du kanzelst mich ab, als ob ich der Einzige in Wien wäre, dem sein Hund nachläuft. Große Hunde sind modern, sieh Dir doch die vornehmeren Leute an, jeder hat seinen Hund hinter sich. Doch halt — was ist das für eine Equipage? —

Die jungen Leute blickten jetzt auf eine geschmackvolle Carosse, welche vor einem Laden hielt.

Aus dem Wagen stieg eine Dame, und schlüpfte rasch in das Gewölbe.

Sapperlot, rief Wendelin, die war hurtig, ich sah von ihrem Gesichte nichts; wenn ich aber nach der Taille schließe, so muß es entsetzlich hübsch sein. Komm Cornelius, wir wollen uns ein Mal um das Dämchen bekümmern.

Ich danke Dir für die Einladung, ich bin heute nicht gelaunt, unbekannten Damen nachzuspähen, ich hab es satt; ich muß in die Vorstadt und überlasse Dir die Eroberung.

Wendelin lachte und sagte: Geh nur, geh, such Deinen blonden Geist, vielleicht gelingt es Dir heute, ihn zu finden, gestern bist Du ohnedem vergebens herumgelaufen.

Behüt Dich der Himmel und sein größter Prophet, der Schwedenborg.

Der spöttische Ton dieses Abschieds ließ Lohberg sich um so schneller entfernen. Wendelin lachte ihm nach, rief dann: „Komm Sultan!“ und begab sich zu der früher erwähnten Carosse.

Das Gefährte hielt vor dem Laden einer Modistin, das zum „Theresiaorden“ beschildet war. Madame Santi-Bandi war die Löwin der damaligen Putzmacherinnen. Ihre „Tazeln“ a la paisanne, Hoftazeln, und Tazeln aller Sorten waren stadtbekannt, wer vorzüglichen Dok (Toques) benöthigte, ging zu Madame Bandi, hier fand man die berühmten Bonnets au Chapeau de Henri quatre, au Caprice d'Amour. Aber Madame Bandi verkaufte nicht nur Handschuhe, Hauben und Hüte, sie war nicht nur Modistin, sondern auch Parfümistin. Bei ihr bekam man auch, wie sie in ihren zahlreichen Ankündigungen in der „Wiener Zeitung“ sagte „das längst bekannte und berühmte Erdbeerwasser, welches eine überaus zarte Haut macht und die Flecken und Wimmerl des Angesichts benimmt,“ ferner die viel berühmte „Handpomade, in gläsernen Tiegeln à 30 Kreuzer,“ welche Letztere sogar von der löblichen medicinischen Facultät untersucht und für gut befunden wurde.

Vor diesem Gewölbe hielt also jene Carosse.

Der junge Blondin, von seinem bengelhaften Bullenbeißer gefolgt, ging bei dem Gefährte wie die Katze um das Mäuseloch herum, und murmelte dann: Kein Wappen, nirgends ein Name, man ist also nicht von Adel! Schade, ich

hätte mir einmal was Nobles gewünscht, immerfort Seinesgleichen nachrennen, wird langweilig, ich will's indessen versuchen, vielleicht ist es irgend ein Incognito, unsere Noblesse liebt es, manchmal den Kaiser nachzuahmen, und sich ohne Prunk zu zeigen, ich will mich erkundigen.

Wendelin begab sich in die Nähe des Kutschers, betrachtete eine Weile die Pferde mit großer Aufmerksamkeit, und sagte dann laut, daß der Phaeton es hören konnte: Sapperlot, das sind zwei herrliche Braune, die gehören gewiß einem Fürsten!

Der Rosselenker auf dem Bock schmunzelte, und schnitt ein Gesicht, als ob er hätte sagen wollen: Du hast das Errathen auch nicht erfunden! Doch schwieg er.

Der junge Blondin, da er keine Antwort erhielt, wendete sich nun direct an den Phaeton, und rief: Heh, lieber Freund!

Was gibts, junger Herr?

Wem gehört diese Equipage?

Wer frägt darnach?

Ich, Wendelin Laub, vierundzwanzig Jahre alt, dreißigtausend Gulden schwer, blondhaarig und blauaugig, Besitzer mehrerer Liebhabereien und Leichtfertigkeiten, geborner Wiener und wohlbefugter Ehecandidat der k. k. Haupt- und Residenzstadt.

Der auf dem Bock lachte: Alle Wetter, das ist eine lange Titulatur, da erfordert es der Respect, daß auch ich nicht hinterm Zaun halte. Die Equipage gehört der — Mamsell Justina!

Der Blondin fragte: Ist das Alles?

Alles!

Und wer ist — kusch, Sultan! — diese Mamsell Justine?

Kammerjungfer bei der Gräfin Croce.

Kammerjungfer?

So ist's! Die Mamsell war früher bei der Fürstin Czartoriska, weil ihr diese Dame aber nicht gestattete, eine eigene Equipage zu halten, so verließ sie das Palais, und ging zur Croce.

Ist es möglich! rief Wendelin, auf's Höchste erstaunt, kann eine Fürstin so barbarisch sein, ihrer Kammerjungfer eine eigene Equipage zu versagen? — Kusch, Sultan! — Kann die Kammerjungfer mit ihrem Gelde nicht thun, was ihr beliebt? Hat die Kammerjungfer der Fürstin Clary nicht eine Loge im Theater, warum sollte die Kammerjungfer bei der Czartoriska nicht ihre Equipage haben? Wie gesagt, es ist grausam, unerhört, tyrannisch.

Der junge Mann griff in seinem Eifer in die Tasche, zog einen Silberthaler heraus, reichte ihn dem Rosselenker, und sagte: Da, mein lieber Freund, ich danke für die Auskunft! Ich bin zwar kein Fürst, aber wer mir gefällig ist, den belohne ich fürstlich. Leben und leben lassen! ist meine Devise. Kusch, Sultan! Das dumme Vieh meint immer, es sei in der Hetz.

Nach einer Pause: Also Justine heißt die Mamsell?

Wir, die wir bei ihr bedienstet sind, nennen sie Mamsell Justin.

Wie ist ihr Familienname?

Racine!

Ist sie eine Französin?

O nein, sie ist eine Wienerin, und heißt eigentlich Wurzel, weil aber dieser Name für eine Kammerjungfer nicht paßt, hat sie ihn in's Französische übersetzt, und heißt Racine.

Also Justine Racine! Das klingt freilich hübsch. Kusch, Sultan!

Der ungezogene Bullenbeißer bekam jetzt wieder einen Hieb, in Folge dessen er aufheulte, und sich zu Füßen seines Herrn niederkauerte.

Die Mamsell ist wol noch jung?

Oh, nicht nur jung, sondern auch sehr hübsch.

Wendelin wurde bei dieser Angabe elektrisirt. Einer Kammerjungfer, die jung und sehr hübsch ist, und überdies eine Equipage hält, der widersteht man nicht so leicht.

Ich muß sie sehen! dachte er, und trat einige Schritte seitwärts, so daß er durch die Glasthüre das Innere des Ladens überblicken konnte.

Er wurde überrascht.

Die Kammerjungfer, vielleicht zwanzig Jahre alt, war ein niedlicher Schwarzkopf mit einem runden, brunetten Gesichtchen. Sie war nicht groß, voll und üppig, dabei aber doch nicht ungestalt, ihre Taille, wenn auch nicht wespenartig, war doch einnehmend, Jemand, dem gerade lange Finger zu Gebote standen, hätte sie sogar umspannen können. Die Mamsell trug ein breitgestreiftes Seidenkleid aus der Hornbostel'schen Fabrik, die sich damals auf der Wieden, Nummer 54, befand, darüber eine Saloppe, und auf dem Kopfe einen Hut, mit Spitzen und Federn geziert.

Was dem jungen Blondin sehr auffiel, war, daß Mamsell Racine nichts weniger als nach der neuesten französischen Mode gekleidet war. Die Frauen trugen nämlich zur selben Zeit sogenannte Buffanten, eine Art von monströsem Reifrock, welches — nach unserem Geschmacke — abscheulich und plump aussah. Die schlankeste Gestalt bekam durch diese Maschinen das Aussehen einer Häringtonne, und die schönsten Mädchen sahen aus wie wandelnde Pyramiden.

Meiner Treu, murmelte Wendelin, sie ist hübsch, diese Mamsell Wurzel, sie ist zwar ganz modewidrig gekleidet, aber es läßt sich anschauen; auch geschminkt ist sie nicht; es scheint, als wisse sie gar nicht, wo Madame Wittinghoff ihre berühmten „Papiers de Circassie rouges et blancs“, oder die Madame Eleonore de Couringh ihr „vegetabilisches Abwischwasser“ feil bietet. Wenn man einmal die geschminkten Gesichter gewohnt ist, fällt Einem so ein zigeunerartiges Braun auf; aber es ist nicht unangenehm, denn den Augen gegenüber scheint das Gesicht noch weiß zu sein. Und diese kleine Hand, der niedliche Fuß in den gestickten Schuhen, alle Wetter — Kusch, Sultan, verdammtes Vieh, gibst schon wieder keine Ruh' — sie ist nicht übel, sogar schön könnte man sagen.

Nach diesen Betrachtungen näherte sich der Blondin wieder dem Rosselenker.

Die Mamsell Justine ist wirklich ein Engel begann er.

Gefällt sie Ihnen?

Unendlich, ich könnte mich in sie verlieben —

Wenn Sie vielleicht nicht schon verliebt wären?

Ich? Verliebt? — Kusch, Sultan! — Nein! Ich kann es beschwören, daß ich in diesem Augenblicke nicht verliebt bin, mein Herz ist frei. Aber Mamsell Justine?

Der Kutscher lächelte, machte eine sehr pfiffige Miene, neigte sich vom Bock herab zu dem jungen Manne und lispelte ihm zu: Sie ist in diesem Augenblicke auch vacant.

Wendelin machte einen Luftsprung.

Oh, oh, murmelte er bei sich, eine Kammerjungfer, jung, hübsch, eine eigene Equipage und keinen Liebhaber, das ist mehr als eine Rarität, es ist ein Wunder!

Dann laut: Da, mein lieber Freund, hier ist noch ein Thaler, ich bin kein Schmuzian, leben und leben lassen. Mamsell Justine ist also bei der Gräfin Croce, wo wohnt diese Dame?

In Währing! —

Also vor der Linie?

Ja; doch ist die Mamsell dort nicht zu sprechen. Sie kömmt aber täglich in ihr Privat-Logis innerhalb der Linie, wir fahren jetzt auch hin — ah — sie kommt!

Wendelin zog sich rasch zurück, trat dabei seinem Hunde auf das Hinterbein, worauf dieser fürchterlich zu heulen begann, uud als Daraufgabe einige Hiebe erhielt.

Während dieser Execution trat die Kammerjungfer aus dem Laden. Ein Commis trug ein Paket hinter ihr, legte es in die Kutsche und half der Dame dann ehrerbietig beim Einsteigen.

Wendelin rang nach einem Entschlusse.

Sie fährt jetzt fort, dachte er, und ich weiß nicht, wo und wann ich sie wieder treffe? Wenn ein Fiaker in der

Nähe wäre, würde ich ihr nachkutschiren, um ihr Privat-Logis zu erfahren, bis ich aber einen vom Graben herhole, ist sie schon längst, wer weiß in welcher Straße.

Der Wagenschlag fiel zu.

Alle Wetter, das Gefährte setzt sich in Bewegung! — Kusch, Sultan! — Was soll ich nur thun?

Ich muß mit — um jeden Preis.

Von der Zeit gedrängt, faßte er einen Entschluß.

Er schwang sich rückwärts auf das Bret und ersetzte die Stelle des Bedienten.

Sultan, der es auffallend finden mochte, seinen Herrn an diesem Platz zu sehen, umsprang in mächtigen Sätzen den dahinrollenden Wagen und bellte dabei so hetzmäßig, als ob er einen Wildling der Pußta vor sich hätte.

Die Leute in den Straßen blieben stehen, lachten und wiesen mit den Fingern nach dem Gefährte.

Die Kammerjungfer wußte nicht, wem das auffallende Benehmen der Vorübergehenden gelte.

Der junge Mann auf dem Bedientenbret ärgerte sich, drohte dem Bullenbeißer mit dem Spazierstock, rief öfters sein „Kusch Sultan!" hinab, ohne daß das Teufelsthier gehorchte.

In diesem Aufzuge ging es im Trabe fort in die Vorstadt, wo Mamsell Justine ihr Privat-Logis hatte.

Neuntes Capitel.

Frisch gewagt, ist halb gewonnen.

Die Alservorstadt bestand zur Zeit unserer Erzählung aus kaum anderthalb hundert, weitläufig aus einander liegenden Hausnummern. An der Linie bildeten Aecker einen großen Theil des „Grundes“, mit einer hübschen Zahl von Ziegelbrennereien besäet, deren Rauch, wenn gerade eine contraire Luft wehte, den Bewohnern der genannten Vorstadt eben nicht angenehm sein mochte. In den Zwischenräumen der Häuser sah man zahlreiche hübsche Gärten, die der Vorstadt, namentlich im Sommer, ein ländliches Ansehen verliehen, daher fand man auch hier viele Paläste mit Gartenanlagen, als deren Eigenthümer Fürst Esterhazy, die Grafen Batthiany, Dietrichstein, Schönborn, Wilczek u. m. A. genannt wurden.

Unter der Regierung Kaiser Joseph des Zweiten gewann auch diese Vorstadt ein ganz anderes Aussehen. Aus

dem großen Armenhause und dem daran gelegenen Invalidenhause entstand das allgemeine Krankenhaus, das Kloster des Benedictinerstiftes Montserat, gewöhnlich Schwarzspanier genannt, wurde an zwei Privaten verkauft, die es zum Miethhause umgestalteten; der neben diesem Kloster gelegene sogenannte Stadt- oder St. Stephans-Friedhof, so wie die daran gelegene bürgerliche Schießstatt wurden verbaut; es entstand das Josephinum, der Narrenthurm, das Gebärhaus; an die Stelle des ehemaligen Contumazhofes erhob sich ein Militärspital, und aus dem, dem Grafen Theodor Batthiany gehörigen Palais entstand die Gewehrfabrik.

Was die Wäringergasse betrifft — der Name Wäring stammt vom alten Worte Wering, welches ein Wall bedeutet — so hat sie zu ihren Theilen den ehedem sogenannten Schottenberg, dann den Strudelberg, welchen man später den Spanisch-Spitelberg hieß.

Wir machen vor einem unweit vom Strudelhofe gelegenen Hause Halt.

Das Gebäude war stockhoch, und lag abseits der Hauptstraße, von einem hübschen Garten umgeben.

Das Thor führte in einen kleinen Hof; an diesen stieß das Wohnhaus, hinter welchem der Garten begann.

Durch dieses Thor fuhr die Calesche, in welcher Mamsell Justine, die Kammerjungfer der Gräfin von Croce, saß.

Wir müssen ausdrücklich erwähnen, daß unser junger Stutzer, Herr Wendelin Taub, noch immer als Lakai

fungirte, und daß Sultan beim Anlangen im Hofe nicht mehr sprang und bellte, sondern daß er ermattet und ermüdet den Schweif und die Ohren hängen und die lechzende Zunge sehen ließ.

Der Blondin hatte während der Fahrt einen Entschluß gefaßt. Ihm genügte es jetzt nicht mehr, das Privat-Logis der, wenn auch ungeschminkten, so doch reizenden Brünette zu wissen; er wollte sie auch sprechen, heute noch — gleich!

„Stubenmädchen und Kammerjungfern müssen im Sturme erobert werden", lautete damals eine Regel der Liebestactik, und Herr Wendelin war auf diesem Felde einer der erfahrensten, wagigsten Parteigänger, er war der Trenk im Reiche Amors.

Das Gefährte hält.

Wendelin springt herab und öffnet ehrerbietig den Kutschenschlag.

Der Bullenbeißer ist alsogleich an seiner Seite. Wendelin ruft: „Kusch, Sultan!" worauf sich der Hund niederstreckt.

Justine sieht einen fremden jungen Herrn und ist erstaunt.

Sie weist die dargebotene Hand zurück und hüpft selbst aus dem Wagen.

Sie begreift nicht, wie der junge Mann dazu kömmt, ihr den Schlag zu öffnen und beim Aussteigen den Arm zu bieten; ihr Auge verfinsterte sich, sie kehrt dem Galanten unwillig den Rücken und will in's Haus eilen.

Der Blondin ist nicht gewillt, sich die schöne Dame entschlüpfen zu lassen, er vertritt ihr den Weg und sagt:

Mamsell Justine, wollen Sie mich nur eine Minute lang anhören?

Was wünschen Sie, mein Herr?

Ich wünsche Ihre reizende Bekanntschaft zu machen.

Sie sind sehr kühn.

Aber offenherzig.

Man könnte es beinahe ungezogen nennen.

Dann thäte man mir unrecht. Mamsell Justine ich sah Sie auf dem Kohlmarkte im Laden der Madame Bandi — der Wunsch, Sie kennen zu lernen, erwachte mächtig in mir — kusch, Sultan — ich heftete mich an Ihre Kutsche, als Ihr ergebener Diener. —

Wie mein Herr, Sie standen?

Ja, holde Dame, ich besann mich keinen Augenblick, bei Ihnen den Dienst eines Lakaien zu versehen —

Unb dieser abscheuliche Hund —

Ja, Mamsell, dieses Thier war so unvernünftig, durch die Straßen zu bellen, während sein Herr so glücklich war, Ihnen nahe zu stehen, und blos durch eine Rindshaut von Ihnen getrennt zu sein. Göttliche Justine, dieses Thier war bisher mein einziger Begleiter durch das Leben, erst gestern gewann es mir in der Hetze einen hohen Preis, wenn es aber heute so unglücklich war, durch sein unvernünftiges Betragen Ihren Unwillen zu erregen, dann sagen Sie es, und noch heute hört es auf zu leben. Kusch, Sultan! —

Die Kammerjungfer traute ihrem Gehöre nicht. Solche Ansprache war ihr fremd. Sie hätte sich gerne geärgert, aber die Heiterkeit drängte sich vor.

Mein Herr, begann sie, es scheint, als wären Sie aus einem gewissen Hause in dieser Vorstadt entsprungen?

Sie meinen den Narrenthurm? sagte Wendelin melancholisch. O, reizender Engel, noch kenne ich Sie zu kurze Zeit, um aus Liebe zu Ihnen wahnsinnig zu werden, aber was nicht ist, kann noch geschehen und es wird geschehen, ich schwöre es Ihnen, wenn Sie sich grausam von mir wenden, und mich zur Katastrophe eines Werther verdammen.

Justine zwang sich jetzt zu einer sehr ernsten Miene und sagte: Mein Herr, Sie haben sich ohne mein Wissen auf meinem Wagen rückwärts aufgestellt und mich zum Scandal durch die Stadt fahren lassen, und nun wagen Sie es noch, mir gegenüber eine solche Sprache zu führen?

Es ist die Sprache der Liebe.

Eine Sprache, die ich von Ihnen nimmermehr anhören werde.

Oh, doch, Mamsell, Sie werden sie anhören.

Wie, Sie wagen es —

Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

Welche Zudringlichkeit.

Sagen Sie vielmehr, welches Vertrauen in Ihre Herzensgüte! Oh, Mamsell Racine, warum zwingen Sie sich, hartherzig zu sein? — Kusch, Sultan! — Ihnen, deren Engelsgüte aus dem nachtfarbigen Auge leuchtet, deren Milde auf der majestätischen Stirne thront, Ihnen ist die Strenge nicht gegeben, bleiben Sie Ihrem sanften Naturell getreu; ungeschminkt und unbepflastert, stehen Sie, Natur und Schönheit personificirend, vor mir, warum, o holdes Wesen, wollen Sie Ihren sanften Charakter mit dem Roth

der Tyrannei und dem Weiß der Furcht belegen. Nein, Racine, nein, Sie können nicht wollen, daß ich verzweifle.

Wie es scheint, mein Herr, belieben Sie viel zu sprechen.

Sie irren, Mamsell, ich spreche nur, wenn ich viel liebe.

Was wollen Sie also? Sie baten mich, Sie eine Minute lang anzuhören, die Minute ist vorüber.

Dann bitte ich um eine zweite —

Nicht möglich — ich muß zu meiner Dame.

Ihre Dame in Wäring erwartet Sie noch nicht —

Sie wissen?

Ich weiß, daß hier nur Ihr Privatlogis ist, daß Sie die reizende Herrin sind, die in diesem Feenpalaste heimisch ist, und weil ich dies weiß, flehe ich Sie an, mir den Eintritt nicht zu verwehren.

Nimmermehr!

Sie weigern sich vergebens, holder Engel.

Ich werde Sie vom Gegentheile überzeugen.

Nach diesen Worten kehrte sie ihm den Rücken und eilte gegen die Hausthüre.

Wendelin, von diesem unerwarteten Ende frappirt, faßte rasch einen Entschluß.

Er riß seinen Hut vom Kopfe, schleuderte ihn durch die offene Thüre in's Haus und rief: „Sultan, hüt' den Hut!“

Der Bullenbeißer war mit zwei mächtigen Sätzen im Hause und legte sich als Wächter des Hutes bei demselben nieder.

Justine blieb verdutzt stehen.

Was soll das, mein Herr?

Sie verwehren mir grausam, Ihr Haus zu betreten, so soll wenigstens mein Hut hier weilen. — Kusch, Sultan. — Leben Sie wohl.

Er kehrte der Kammerjungfer traurig den Rücken.

Mein Herr, Sie gehen fort, ohne Hut?

Wo man das Herz verlor, ist es gleichgültig, wenn der Filz zurück bleibt.

Justine lächelte und sagte: Nehmen Sie Ihren Hut, ich wünsche es.

Wendelin stürzte in's Haus, rief: „Kusch, Sultan!" und nahm seinen Hut.

Die Kammerjungfer betrachtete den jungen Mann mit einem weniger strengen Blicke und sagte: Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, mich heute zu belästigen. Mir mangelt jedoch die Zeit, Ihre Narrheiten anzuhören, außerdem bin ich keine Freundin von Hetzhunden, ich wünsche dieses Thier nie mehr zu sehen.

Nach diesen Worten eilte sie die Treppe hinauf.

Wendelin flog beseligend aus dem Hause.

Ich verstehe Dich, Engel, ich darf wieder kommen, jubelte er, aber ohne den Hund — jetzt, kusch Sultan!

Der junge Mann eilte durch die Wäringergasse gegen die Stadt zu.

Die müssige Welt hatte bereits die Mittagspromenade angetreten. Das Wetter war heiter und warm. Die Basteien, namentlich zwischen der Burg und dem Kärntnerthore, wimmelten von Kindern und ihren Begleiterinnen, in

den vorzüglicheren Straßen der Stadt erging sich die schau- und gefallsüchtige Welt; zahlreiche Equipagen, durch Laufer signalisirt, mit hinten aufgepflanzten Husaren oder Lakaien, rasselten daher; zwischen ihnen sah man hie und da einen bescheidenen Lohnwagen, der sich aber zu jener Zeit viel höher dünkte, als der schnellfüßige Fiaker, dessen Nummer den Miethwagen bezeichnete, während er von manchem Unerfahrenen doch für ein Privatgefährte gehalten werden konnte. Hie und da trabte ein eleganter Reiter von drei oder vier Bedienten und eben so viel Hunden gefolgt, auch Sesselträger mit ihrem monotonen: „Aufg'schaut!“ fehlen nicht, die Zahl derselben hatte sich in den letzten Jahren sehr vermehrt, weil der Kaiser das früher bestandene Monopol*) vor vier Jahren aufgehoben hatte und es Jedem freistellte, eine Mieth-Sänfte zu halten. Bei dieser Gelegenheit bekamen die Sesselträger sogar eine „neue Ordnung.“ Während es zum Exempel in der alten Ordnung hieß: „daß sie keine Kranken, Lakaien, noch viel weniger Juden tragen sollten,“ war ihnen in der neuen nur das Tragen der Kranken und Todten untersagt.

Der Kohlmarkt, als eine der bewegtesten Straßen, wimmelte von Menschen.

Vor dem Kaffeehause lungert ein Häufchen parfümirter Pflastertreter mit englischen Hüten, hohen gepuderten Frisuren,

*) Die Sänften wurden in Wien im Jahre 1703 eingeführt. Ein kaiserlicher Kammerdiener, Rauchmüller, erhielt das ausschließliche Privilegium. Unter der Kaiserin Maria Theresia erhielt dieses Privilegium der Freiherr von Pichler.

zinnoberrothen Röcken von Halbtuch mit wollblauem Croisee gefüttert; an den Schuhen halbpfündige Schnallen von Silber oder auch von Zinn, je nachdem der Betreffende mehr solide oder Windbeutel war.

Vor Artaria's Kunstladen bewunderte ein Haufe Gaffer die neuesten Kupferstiche, oder die colorirten englischen Blätter, deren satyrischer Inhalt schon damals in Wien seine Verehrer fand.

Vor den Putz- und Modeläden steht eine Schaar geschminkter Bonnetträgerinnen in ihren Buffanten und gestickten Schuhen — vor dem Lothringer Bierhause hält ein Häuflein ehrsamer Vorstädter mit ihren Dreispitzen aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, sie wollen eben hinein in die Bierstube, um eine Maß Hornerbier (damals 6 Kreuzer, oh, oh!) zu vertilgen — vor dem Bognerschen Hause, zum „grünen Fassel" beschildet, aufwärts von der Michaelerkirche, stehen einzelne Gruppen, man sieht hier zahlreiche Herren, elegant gekleidet, mit Puderbeutel, doppelter Uhrkette, spanischem Rohr mit silbernem Knauf ein- und ausgehen, da befindet sich nämlich im ersten Stocke die Börse, die Vormittags von eilf bis ein Uhr und Nachmittags von drei bis fünf offen ist.

Das Geräusch in der Straße wird plötzlich durch einen düsteren aber durchdringenden Schall übertönt; den Lärm macht ein Mann, der durch die Straße geht und ein hartholzernes Brett schüttelt, an welchem eine eiserne Handhabe leicht beweglich hin und her fällt, wodurch sothanes Geräusch verursacht wird.

Der Mann trägt eine gelbe Jacke mit schwarzen Auf-

schlägen, eine ditto Weste, und hat an einer gelben Schnur von der Linken zur Rechten eine Art Kapsel herabhängen, in welche einzelne Leute, durch das Geräusch avisirt, ihre Locobriefe werfen.

Das ist nämlich die damalige Klepperpost, welche die Brief-Communication zwischen der Stadt und den Vorstädten erhält.

Gleich nach ihm hörte man den schrillenden Ton einer Kindertrompete und ein weißgekleideter Mann mit einem fabelhaft aufgeputzten Hute, eine sogenannte „Krainze“ auf dem Rücken und einen Stab voll mit Bretzen in der Hand, schreitet daher; es ist der „Bretzen-Jockl“, der nur zur Fastenzeit umgeht.

Unser junger Bekannter, der neue Anbeter der reizendsten aller Wiener Kammerjungfern, wirft sich in diesen Strudel, schlendert mit seinem Spazierstocke fuchtelnd dahin, gefolgt von dem Preis gewinnenden Sultan.

Plötzlich entsteht vom Graben herüber ein großes Gedränge.

Was ist das? ruft der junge Stutzer.

Ein Gallawagen kommt! ertönt eine Stimme aus dem Haufen.

Wie? heute ein Gallawagen?

Das kann gar nicht sein! Heute ist ja kein Anlaß dazu! Kusch, Sultan! Sapperment, es ist doch so.

Da kommt er schon!

Ah, ah!

Welche Pracht!

Oh, wie herrlich!

Sapperment, das nenn' ich Noblesse! Kusch, Sultan!

Die Equipage kam jetzt den Kohlmarkt herab.

Voran zwei keuchende Laufer mit silberfadigen Leibbinden und wallenden Federn, hinterher der vierspännige Postzug — kohlschwarze, vollkommen gleiche Pferde stolziren in einem sehr kurzen Trabe, die Postillone, so wie die Büchsenspanner, in schwarzweißer Livree, die Tressen von Silber; der offene Wagen — ein Mittelding zwischen Chaise und Piroutsche, leicht und gefällig — ist inwendig ganz mit schwarzem Sammet tapezirt, in demselben befindet sich eine junge Dame, gehüllt in einen Ueberwurf von weißem Atlas, mit Silber gestickt. Ein schwarzes Bonnet ziert den blonden Kopf, der, in eine Wagenecke gelehnt, das reizendste Frauengesicht zeigt. Ein freundliches Lächeln umschwebt die Rosenlippen, hinter welchen eine Alabasterlinie hervorschimmert, die wir zu entwürdigen fürchten, wenn wir sie Zähne nennen würden. Ihre tiefblauen Augen schauen unbekümmert auf das Gewimmel der Straße, es hat den Anschein, als sei sie das Aufsehen, welches sie macht, schon gewohnt.

Wendelin war bei diesem Anblicke ganz bezaubert.

Er hatte sich mit seinem Sultan an ein Gebäude gelehnt, um bequemer und sicherer zu sehen.

Die Equipage war bereits vorüber, und noch immer folgten ihr die bewundernden Blicke.

Das nenn' ich einen Aufzug!

Das muß eine fremde Prinzessin sein!

Das Wappen am Wagen war mir viel zu klein.

Wie sah es aus?

Ich sah eine silberne Schlange, im Munde einen Apfel, der Schweif wie ein Pfeil auslaufend.

Das ist keine Prinzessin!

Vielleicht eine Fürstin?

Jetzt rief eine laute Stimme: Wollt Ihr wissen, wer die Dame ist?

Ja, ja, ja! ertönt es von allen Seiten.

Es ist die Gräfin von Santa Croce!

Wendelin machte einen Luftsprung.

Das war die Herrin seiner Kammerjungfer!

Ich Glücklicher, jubelte er, jetzt kenn' ich die Herrin auch — aber mir ist die Wurzel, wollte sagen, die Racine, lieber, ich bin ein Verehrer der Brunetten, die Blondinen sind mir zu kühl. Jetzt komm, Sultan, jetzt gehen wir zum Traiteur!

Der Bullenbeißer machte fürchterliche Sprünge, er schien seinen Herrn verstanden zu haben.

Zehntes Capitel.

Eine Loge.

Die Nacht ist herangebrochen.

In den Vorstädten beginnt es bereits ruhig zu werden.

Ueber die Steinbrücke vor dem Stubenthore sieht man einzelne Männer gegen die Landstraße eilen.

Sie gehen an dem Ochsenstand, der sich an der Stelle des heutigen Invalidenhauses bis zu dem damaligen Hetz-Amphitheater (Nummer 4 unter den Weißgärbern) dahinzog, vorüber und bogen dann links ein.

Ein altes Haus in dieser Seitenstraße ist ihr Ziel.

Die Männer betreten einzeln das Haus, und verlieren sich durch eine Thüre im Hofe.

Diese Thüre öffnet den Weg zu einer Treppe, welche in Schneckenwindungen in den ersten Stock führt.

Das Haus ist in diesem Theile unbewohnt.

Am Ende der Treppe angelangt, befindet man sich in einer kleinen Vorhalle, in welche drei Thüren münden.

Die Ankommenden gehen durch die mittlere.

Innerhalb derselben befindet sich ein Mann, dem jeder Eintretende das Losungswort in's Ohr flüstert, worauf jener sich verneigt, ein Zeichen, daß man unaufgehalten weiter gehen kann.

Von hier aus führt ein schmaler, finsterer Gang zu einer weiteren Thüre — an welcher abermals ein Wächter hält, um den Einlaßbegehrenden ein zweites Losungswort abzufordern, worauf sie endlich in eine geräumige Halle treten.

Der Raum bildet ein längliches Viereck.

Drei in ungewöhnlicher Höhe angebrachte Fenster sind durch dunkle Vorhänge geblendet.

Von der Ost- gegen die Westseite zieht sich eine mit einem blauen Tuche bedeckte lange Tafel, um welche herum Stühle gereiht sind. Obenan, das ist an der Ostseite, steht ein um drei Stufen erhöhter Armsessel, die beiden Eckstühle, rechts und links von ihm, sind nur um eine Stufe erhöht.

Ueber der Tafel schweben von der Decke herab drei brennende Ampeln. Jene am östlichen Ende des Tisches verbreitet einen röthlichen, jene am westlichen einen bläulichen, und jene in der Mitte einen grünlichen Schein.

In der Mitte des Tisches steht ein Candelaber mit dreizehn brennenden Wachslichtern. Diese sind pyramidenförmig aufgesteckt, und zwar drei Reihen von unten hinauf zu fünf, vier und drei Kerzen, und oben an der Spitze eine einzelne.

Die Helle, welche diese Flammen verbreiteten, reicht hin, den ganzen Raum sattsam zu beleuchten.

Die Wände sind mit riesigen Hieroglyphen bemalt, in welchen der Eingeweihte die vornehmsten chemischen Zeichen erkennt, die den Alchymisten zur Bezeichnung der einzelnen Substanzen dienten, so z. B. ein aufrecht stehendes Kreuz bedeutete Säure, ein Kreis mit einem horizontalen Durchmesser — Salz im Allgemeinen; ein gleichschenkeliges Dreieck — bedeutete Feuer, ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte — Gold; ein auf einer Spitze stehendes Dreieck — Wasser; zwei nebeneinanderstehende X — Krystall u. s. w.

In der östlichen Wandseite sieht man einen oben rund gewölbten Eingang mit einer schwarzen Thüre, auf welcher ein weißes Knochengerippe gemalt war. Die Thüre — sie führt in das chemische Laboratorium dieser Loge — ist jetzt geschlossen.

Auf dem Tische vor dem erhöhten Armstuhle stehen zwei hohe metallne Tiegel, zwischen ihnen liegen gekreuzt zwei Hämmer, wenn man mit diesen auf die Tiegel schlägt, so tönt es wie der Schlag einer kleinen Glocke.

Vor dem Sitze am westlichen Tischende steht ein vollkommenes Schreibzeug.

Jeder der Eintretenden nimmt stillschweigend einen Platz ein — bald sind alle Stühle, mit Ausnahme der drei obersten besetzt.

In der Halle herrscht eine tiefe Stille.

Jetzt geht die Thüre in der östlichen Wand auf und drei Herren treten heraus!

Der Mittlere trägt einen grünseidenen Schurz und unter dem Arme ein Buch. Der Mann rechts von ihm trägt auf einem Polster einen Schlüssel, jener links ein großes Siegel.

Wir sehen in diesen Personen der Reihe nach den Meister, den Schatzmeister und den Siegelbewahrer der Loge.

Die drei Männer haben kaum ihre Plätze eingenommen, so erhebt sich am untern Ende der Secretär der Loge, begibt sich zum Meister und nimmt unter einem tiefen Bücklinge das Logenbuch in Empfang, in welchem die Namen der Mitglieder, ihre geleisteten Beiträge, die Dauer ihrer Arbeit u. s. w. verzeichnet sind.

Der Meister vom Stuhl schlägt hierauf drei Mal an den metallenen Tiegel und spricht: „Ich Saturnus, Meister der Loge zu den „sieben Planeten" erkläre die heutige Loge als constitutionsmäßige Versammlung in gehöriger Form eröffnet.

Meister Saturnus war der Reichshofraths-Agent Matolay.

Eine hohe Gestalt erhebt sich aus der Mitte der Versammelten. Wir erblicken einen ehrwürdigen Greis, dessen Vorderscheitel kahl, während der Haarrest nach rückwärts gestrichen, in silberweißen Locken endet. Seine Kleidung verräth den Militär, die Form derselben den Ungar.

Kaum hatte der Meister ihn erblickt, so sagte er: Bruder Chalypsis! Was wünschest Du der Versammlung kund zu thun?

Dieser Bruder Chalypsis war Herr von Szekely — Obristlieutenant bei der ungarischen Garde.

Der Angeredete legte seine rechte Hand auf die linke Brust, verneigte sich und begann: Hochwürdiger Meister! Verehrte Brüder! Laut eines Beschlusses dieser heiligen Loge wurde vor vier Wochen ein junger Mann, welcher ein Glied unseres hohen Ordens zu werden wünschte, angewiesen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, sich von einem Gesellen des Ordens unterrichten zu lassen, um mit den Pflichten und Obliegenheiten eines Lehrlings vertraut und dann in die Pflicht genommen zu werden. Die festgesetzte Frist ist nun verstrichen, ich habe die Arbeit gethan, der Candidat weiß, was er zu wissen nöthig hat, ich brachte ihn mit, er harrt in der mittleren Kammer des Ausspruches der hohen Loge.

Der Meister richtete an die Versammlung die Frage: Soll der Candidat, in der profanen Welt Nowatzky genannt, und Graf tituliret, soll er eingeführt, geprüft und in Pflicht genommen werden?

Die Abstimmung wird vorgenommen — es erfolgt ein einstimmiges „Ja!"

Der Meister schlägt jetzt drei Mal an den metallenen Tiegel — ein Mitglied zur Linken des Secretärs erhebt sich — es ist der Ceremonienmeister der Loge — verläßt die Halle und kehrt gleich darauf mit einem jungen Mann zurück, den er an der Hand leitet, weil eine blaue Binde dessen Augen blendet.

Der Candidat wird entfernt vom Tische stehen gelassen — der Ceremonienmeister nimmt wieder seinen Platz ein.

Auf ein neues Zeichen des Meisters erhebt sich das Mitglied zur Rechten des Secretärs. Dies ist der Examinator der Loge.

Nun beginnt eine Prüfung, bei welcher der Examinator frägt, und der Candidat antwortet.

Die Rosenkreuzer hören aufmerksam zu.

Was für eine Form ist die Loge?

Ein langes Viereck.

Wie lang?

Von Osten bis Westen.

Wie breit?

Von Norden bis Süden.

Wie hoch?

So hoch als der Himmel.

Wie tief?

Bis an den Mittelpunkt der Erde.

Wo steht die Loge?

Auf einem heiligen Grund.

Wie ist sie gelegen?

Recht in Osten und Westen.

Was unterstützt die Loge?

Drei große Pfeiler.

Wie werden sie genannt?

Weisheit, Stärke und Schönheit.

Warum das?

Weisheit zu erfinden — Stärke zu tragen — Schönheit zu zieren.

Woher kamet Ihr?

Von Osten.

Wer brachte Euch hieher?

Ein Geselle.

In welcher Absicht kamet Ihr?

Ich kam, nicht zu thun meinen Willen, sondern meine Leidenschaft zu bezwingen, die Regeln der Rosenkreuzer zur Hand zu nehmen und täglich darin einen Fortgang zu machen.

Was lernet Ihr in diesen Regeln?

Verschwiegenheit, Sitte und gute Gesellschaft.

Was lernet Ihr dadurch, wenn Ihr ein Rosenkreuzer werdet?

Ich lerne die Geheimnisse der Natur, den Zusammenhang zwischen der irdischen Welt und der Geisterwelt, die Geheimnisse der Minerale, Kräuter und Metalle und strebe nach dem Stein der Weisen, der Wunder über Wunder wirkt.

Und wenn Ihr dies Alles gelernt?

Dann bewahre ich es als Geheimniß.

Wo bewahrt Ihr das Geheimniß?

Unter meiner linken Brust.

Gibt es einen Schlüssel zu diesem Ort?

Ja!

Wo verwahrt Ihr denselben?

In einer knöchernen Büchse, welche nur mit Schlüsseln von Elfenbein geöffnet und geschlossen wird.

Hängt dieser Schlüssel oder liegt er?

Er hängt.

Woran hängt er?

An einer Taulinie von neun Daumen und einer Spanne.

Von welchem Metall ist er?

Er ist von gar keinem Metall. Der Schlüssel ist die Zunge — die knöcherne Büchse die Zähne .... die Taulinie der Gaumen des Mundes.

Wie lange wollt Ihr dem Orden dienen?

Von Jahr zu Jahr — in Ewigkeit fort.

Wie werdet Ihr ihm dienen?

Mit Rose — Kreuz — Kohle — und Kolbe.

Was bedeuten sie?

Liebe — Demuth — Brunst und Eifer.

Was ist des Lehrlings Zeichen?

Die vier Finger der rechten Hand ausstrecken und sie quer über die Kehle ziehen.

Wie alt seid Ihr?

Ueber sieben.

Ihr habt also noch keinem Meister unterstanden?

Nein.

Wozu dient der Tag?

Um zu sehen.

Wozu die Nacht?

Um zu hören.

Wie bläst der Wind?

Von Osten nach Westen.

Was ist die Glocke?

Hoch zwölf.

In diesem Momente ertönten zwölf dumpfe Schläge.

Die ganze Versammlung erhob sich und der Meister sprach mit feierlicher Stimme: Ich nehme Euch in Pflicht, sprecht den Eid.

Der junge Graf Nowatzky sprach dem Ceremonienmeister Folgendes nach: „Ich gelobe und schwöre hiermit in Gegenwart des allmächtigen Gottes und dieser ehrwürdigsten Versammlung, daß ich die Heimlichkeiten oder das Geheimniß der Rosenkreuzer oder Rosenkreuzerei, so man mir offenbaren wird, hehlen und verbergen und niemals entdecken will, es sei denn einem treuen und rechtmäßigen Bruder, nach gehöriger Erforschung, oder in einer rechten und ehrwürdigen Loge von Brüdern und Gesellen. Ich verspreche und gelobe ferner, daß ich selbige nicht schreiben, nicht drucken, nicht zeichnen, nicht stechen oder eingraben, noch selbige schreiben, drucken, zeichnen, stechen oder eingraben lassen will, es sei in Holz, Eisen oder Stein dergestalt, daß die sichtbaren Zeichen oder der Eindruck eines Buchstaben erscheinen, wodurch solches auch immer mehr auf unrechtmäßige Art erlangt werde. Alles dieses unter keiner geringeren Strafe, als daß meine Kehle abgeschnitten, meine Zunge aus dem Gaumen meines Mundes genommen, mein Herz unter meiner linken Brust herausgerissen, sodann im Sande des Stromes begraben, mein Körper zu Asche verbrannt und meine Asche auf der Oberfläche des Erdbodens zerstreuet werde, damit also nicht das geringste Andenken von mir unter den Rosenkreuzern übrig bleibe. So wahr mir Gott helfe!"

Nach diesem Schwur trat eine kurze Pause ein, dann begann der Meister: Ihr habt wohl geantwortet, mein Freund! Von nun an verändere ich meine Ansprache, und nenne Euch Bruder. Gottes guten Gruß zu dieser unserer glücklichen Verbindung.

Und allen rechtschaffenen, ehrwürdigen Brüdern und Gesellen! antwortete Graf Nowatzky.

Meister: Ich grüße Euch dreimal herzlich und begehre Eueren Namen, den ihr im Orden zu führen gewillt seid.

Ich will mich nennen Aureus!*)

Willkommen, Bruder Aureus, durch Gottes Gnade!

---

*) Die Rosenkreuzer wählten zu Ordensnamen durchgehend syderische oder alchymistische Benennungen. So z. B. dürfte es Vielen unbekannt sein, daß die sogenannte Chaosische Stiftung von einem solchen rosenkreuzerischen Namen herrühre. Im siebzehnten Jahrhunderte kam unter Kaiser Ferdinand III. ein gewisser Johann Konrad Richthausen nach Wien. Er war Alchymist, und führte als Rosenkreuzer den Namen Chaos. Er behauptete, aus Quecksilber Gold machen zu können, erwarb sich ein ansehnliches Vermögen, wurde Hofkammerrath, und unter dem Beinamen von Chaos in den Adelstand erhoben. Im Jahre 1663 errichtete er am Bürgerspitale in der Stadt eine Stiftung für Jünglinge armer oder verstorbener Eltern. Als drei Jahre darauf die Pest grassirte und mehrere Chaosische Stiftungsjünglinge hinraffte, ließ der Testamentsvollzieher — der Stifter war eben gestorben — in Mariahilf schnell ein Gebäude aufführen, um die kranken Jünglinge von den gesunden abzusondern. Dieses Haus wurde zwanzig Jahre darauf erweitert und erhöht — später erfolgten neue Zubauten, so daß im Jahre 1773 schon 145 Jünglinge untergebracht werden konnten. Im Jahre 1752 kaufte die Kaiserin Maria Theresia das Chaosische Stifthaus und errichtete in demselben eine Militär-Akademie. Eine zeitlang war es auch vom Bombardier-Corps besetzt. Das Gebäude selbst wird aber noch heute allgemein das Stift genannt, und die Gasse gegen den Mariahilfergrund zu heißt die — Stiftgasse.

Dieser Gruß wurde von der ganzen Versammlung wiederholt.

Der Ceremonienmeister befreiete den neuen Lehrling von der Binde, worauf er die Brüder der Reihe nach umarmte und dann den letzten Sitz einnahm.

In der Halle herrschte jetzt ein dumpfes Murmeln, die Brüder sprachen leise mitsammen, und erst ein neues Zeichen des Stuhlherrn stellte die frühere Ruhe wieder her.

Jetzt verlas der Schatzmeister der Loge seinen Bericht. Er zählte die seit der letztabgehaltenen Loge eingegangenen Beiträge der Mitglieder auf, dann die Ausgaben für die seither gemachten chemischen Experimente, und es ergab sich, daß das Deficit der Loge abermals angewachsen war.

Die Loge zu den „sieben Planeten" schuldete dem Ausweise zu Folge im Ganzen eine Summe von 800 Gulden.

Nach dieser Mittheilung begann der Meister der Loge: Meine Brüder! Seit unserem letztabgehaltenen Capitel haben sich Dinge von Bedeutung ereignet. In unseren Mauern ist ein fremder Gast eingekehrt, der es für nöthig findet, das strengste Incognito zu bewahren, der aber, ich wage es zu behaupten und werde es beweisen, einer der geheimen Obern unseres hohen Ordens ist, der hierher kam, um nach unserer Arbeit zu forschen und dem hochwürdigsten Großmeister darüber Meldung zu erstatten. Der räthselhafte Fremdling reist unter dem Namen eines Baron Liebenstein, führt eine eigene chemische Küche mit sich, und das neueste Produkt seiner Rosenkreuzerischen Thätigkeit ist ein philosophisches Goldsalz, ein ausgezeichnetes Medicament, mit welchem man

wunderbare Curen vollbringen kann, ohne je den Fuß in ein medicinisches Collegium gesetzt zu haben. Wenn man erwägt, daß ein solches alchymistisches Produkt nur einem Rosenkreuzer sein Entstehen verdanken kann, wenn man ferner nicht außer Acht läßt, daß unsere hochweisen Oberen einem bloßen Gesellen oder Lehrling kein so wichtiges Geheimniß, wie die Erzeugung dieses Arcanums ist, anvertrauen können und dürfen, so wird man zu dem untrüglichen Schlusse kommen, daß der Incognito-Reisende Niemand Anderer sein kann, als irgend ein geheimer Oberer unseres hohen Ordens. Zu diesem untrüglichen Schlusse gelangt, entsteht nun die Frage: Was haben wir Angesichts eines solchen merkwürdigen Fremdlings zu thun? Bevor ich diese Frage nach meinem Dafürhalten beantworte, muß ich noch auf ein anderes Factum aufmerksam machen, welches sich am letztvergangenen Sonnabende ereignete, und von welchem Bruder Sol — Cornelius Lohberg erhebt und verneigt sich — Augenzeuge war. Der geräderte Zahlheim — kurz vor seiner That als Lehrling bei uns aufgenommen — hat sich als Gespenst am hellen Tage sehen lassen. Hunderte von Augen sahen ihn und es wäre thöricht, die Existenz eines geistigen Wesens zu läugnen, welches auf diese Welt beschworen wurde durch die Kraft eines Magiers. Ich bringe nämlich diese Thatsache mit dem vorhin Erwähnten in Verbindung und schließe daraus, daß der unbekannte Obere am Tage seiner Oberen dieses magische Phänomen zum Zeichen seiner Ankunft allhier producirte, um sich gleichsam bei seinen Gesinnungsgenossen zu insinuiren. Die größten Magier aller Zeiten haben es geliebt, sich durch ein imposantes Factum zu

introduciren und unser unbekannter Oberer folgte hierin ihrem Beispiele. Zahlheim erschien als Gespenst, weil der angebliche Baron Liebenstein ihn von jenseits herüber beschwor, wir haben also den unumstößlichsten Beweis, daß unser Glaube an Magie — wie die Freigeister und kopflosen Spötter behaupten, — kein trüglicher, kein Aberglaube ist. Nach dieser einfachen, natürlichen Betrachtung komme ich zur Beantwortung meiner vorhin aufgestellten Frage und sage: die Ehre und das Ansehen unseres hohen Ordens, so wie die Pflicht als Brüder erfordern es, den Oberen durch eine Deputation mit aller einem unbekannten Oberen gebührenden Reverenz und Unterwerfung zu begrüßen, ihn in unsere Loge zu laden, damit er unsere Arbeit prüfe, und falls es ihm beliebte, sich herabzulassen, uns aus der Schatzkammer seiner Geheimnisse wenn auch nur einige Kleinodien mitzutheilen.

Diese Rede des Stuhlmeisters wurde mit rauschendem Beifalle aufgenommen.

Die Rosenkreuzer waren über die außerordentliche Mittheilung in höchster Aufregung — die traurigen Betrachtungen, welche früher bei einigen Mitgliedern durch das Achthundert-Gulden-Deficit entstanden, waren verschwunden.

Die Deputation, aus zwei Mitgliedern bestehend, wurde nun gewählt. Die Wahl traf die Brüder Merkurius und Sol, nämlich den Mauthbeamten Bacciochi und Cornelius Lohberg.

Bei Verkündigung des Logenbeschlusses befand sich Alles in der freudigsten Bewegung.

Eilftes Capitel.

Die Rosenkreuzer.

Wir bitten unsere Leser, uns ja nicht der Uebertreibung zu zeihen oder uns die Schuld aufzubürden, als suchten wir ernste Dinge ins Lächerliche zu ziehen; Beides ist ferne von uns — es gibt Vorfallenheiten, die einst blutiger Ernst waren, über welche man aber jetzt nur traurig lächeln kann.

Die Begebenheiten, die wir erzählen, rangiren in diese Classe.

Unsere Leser werden es vielleicht unbegreiflich finden, wie in einer Epoche, wo Aufklärung das Losungswort war, Männer von Verstand und Bildung sich mit Alchymie und Geisterseherei beschäftigen konnten? Sie werden — und das mit Recht — staunen, im sogenannten philosophischen Jahrhunderte, in einer Zeit, wo die Presse bereits ihre Macht übte, wo die Encyklopädisten ihre volle Thätigkeit entfalteten,

wo die Wissenschaft allmälig ein Gemeingut zu werden begann, in einer solchen Zeit Leute zu treffen, die den Stein der Weisen suchen, Elixire erzeugen und Geister beschwören.

Und Sie finden diese Leute nicht nur in Wien, nicht nur in Deutschland, auch Frankreich, Italien, England, Spanien, kurz, wohin Sie Ihr Auge wenden, überall sehen Sie dasselbe traurige Ergebniß. Schwärmerei, Betrug, Aberglaube sind an der Tagesordnung.

Es war eine merkwürdige Epoche!

Ein junger dreiunddreißigjähriger Mensch, Ant. Mesmer, wendet sich von der materialistischen Seite der Medicin ab und findet die Anfangslaute einer geheimnißvollen Wissenschaft, deren Höhenpunkt noch heute nicht erreicht ist, aber der Schwärmer läßt sich verleiten, die ihm bei seinen Curen behilfliche geheime Naturkraft zu leugnen und nennt Wunder, was er vollbringt; — schon früher hatte Schwedenborg mit seiner Geisterseherei und seinen theosophischen Träumereien viele Köpfe angesteckt, nun kamen hintendrein die St. Germain, Cagliostro, Rosenfeld, Schröpfer, und wie sie sonst noch heißen mögen, die Wundermänner, welche mehr oder weniger von sich sprechen machten und trotz Voltaire, Rousseau, Helvetius u. s. w. die Welt in Staunen setzten.

Ein schottischer Schwindler verwandelt Papier in Gold; ein Edelmann, aus einem Ländchen, das nur durch seine Schinken berühmt ist, spielt in Korsika — welches später einen Napoleon zeugte — die Rolle eines Königs, ein unangesehenes Doktorlein wirft sich in Dänemark zum Reformator auf, Jung Stilling fantasirt von der Seelenver-

wandtschaft mit der Geisterwelt, ein Schweizer weist in süß melancholischer Verzückung auf die geheimen Verbindungswege des Physischen und Psychischen hin, indem er eine Physiognomik edirt, die von den Einen verhöhnt, von den Andern bewundert und angestaunt wird.

Wie gesagt, es war eine merkwürdige Zeit, diese Zeit der Philosophie und der Aufklärung!

Man wird kaum eine Schrift der Josephinischen Zeit finden, in welcher nicht von Aufklärung die Rede wäre; Stubenmädel, Todtengräber, Ladendiener werden abgehandelt, aber überall ist die Aufklärung mit im Spiele, und wenn auf dieses Schlagwort der damaligen Zeit gar nicht reflectirt werden konnte, so benützte man wenigstens die Phrase: In unserer aufgeklärten Zeit u. s. w.

Den Josephinischen Zeitgenossen erging es mit der Aufklärung gerade so, wie uns mit der Freiheit — alle Welt führte sie im Munde, und die Wenigsten haben sie verstanden.

Was hat man damals nicht Alles Aufklärung genannt! Die unzähligen Tractätchen über die albernsten Gegenstände waren ein Zeichen der Aufklärung, die Durchführung des strengsten Prohibitivsystems war ein Beweis der Aufklärung; Dieser dünkte sich schon aufgeklärt, wenn er sich am Freitage im Gasthause im Fleischessen produciren durfte; der Andere glaubte aufgeklärt zu sein, wenn er behauptete, die Rotte Korah sei versunken, weil damals zufällig Erdbeben war, und der Prophet Jonas sei nicht von einem Wallfisch verschlungen worden, sondern sei viellmehr in einem Gasthofe eingekehrt, welcher „zum Wallfisch" beschildet war. Der Eine manife-

stirte seine Aufklärung, wenn er im Bierhause oder im Weinkeller Alles verhöhnte, was nur Religion hieß; der Andere war aufgeklärt, wenn er die Genialität besaß, sich über die erste Hälfte der Zehngebote hinauszusetzen, und von der zweiten Hälfte vielleicht auch nur jene vom Stehlen und Rauben zu respectiren.

Wenn je eine Zeit es bewies, daß bei Nationen Aufklärung, Bildung und Gesittung Hand in Hand gehen, so war es die damalige.

Cultur und Aufklärung sind unzertrennlich — ein rauhes, bildungsloses Volk kann man nicht aufklären; die wahre Aufklärung kommt mit der Wissenschaft und Gesittung von selbst; wer da glaubt, Aufklärung lasse sich wie die Blüthe bei der Pflanze treibhausartig erzeugen, der ist von einem Irrthume befangen, welcher sich nur zu bald offenbart.

Dies traf nun auch damals ein. Die öffentlichen Wortführer übersahen den Zustand der Massen, und säeten Dünkel, Indifferentismus und Freigeisterei. Sie vergaßen, daß das nachtgewohnte Auge sich erst nach und nach an die verschiedenen Schattirungen der Dämmerung gewöhnen muß, bevor es die Sonnenhelle zu ertragen im Stande ist. Wer hier die Natur zu einem Sprunge zwingen will, erblindet, und wahrhaftig, nicht Wenige haben damals ihr geistig Auge verloren.

Der Druck der Aufklärung — man vergebe uns diesen Ausdruck — brachte einen Gegendruck hervor. Die rationalistischen Aufklärer suchten die Geheimnisse und Wunder der Religion hinweg zu räsonniren — und die Menschen, in

deren Natur der Trieb nach Wundern und Geheimnissen liegt, suchten als Ersatz andere Wunder auf; man wollte ihnen ihre heiligen Ueberlieferungen entziehen, und sie hingen sich an Gespenster und Spukgestalten. Das Jahrhundert der Philosophie war das Jahrhundert der Gaukler und Schwärmer; man zerriß leichtsinnig uralte Bande, und ließ sich willig in neue Fesseln schmieden.

Bei einem solchen Gebahren war ein geheimer Bund wie jener der Rosenkreuzer nicht nur möglich, sondern sogar natürlich

Freimaurer, Illuminaten, Templer, Rosenkreuzer und wie sie sonst noch heißen mögen die verschiedenen Zweige der geheimen Bündelei, spukten im ganzen Welttheil.

Es ist merkwürdig, wie z. B. Orden, die mehr oder weniger auf die Schwächung der monarchischen Gewalt hinarbeiteten, wie gerade diese Orden dem unbedingtesten, absolutesten Willen ihrer Oberen gehorchen mußten, ihrer Oberen; die sie nicht einmal kannten!

Sie bekämpften also eine sichtbare Autorität, um eine unsichtbaren, völlig unbekannten unbedingt zu gehorchen.

Welch ein Widerspruch, welch eine Verblendung!

Wir fassen, dem Plane dieser Erzählung zu Folge nur die Rosenkreuzer ins Auge

Wir glauben in der vorhergehenden Auseinandersetzung das Räthsel ihrer Existenz während der Josephinischen Epoche hinlänglich gelöst zu haben, wir wollen nun einen kurzen Ueberblick ihrer Vergangenheit bieten und dann in unserem Gemälde fortfahren.

Wenn man Herrn Friedrich Nikolai, dem berühmten Forscher über den Ursprung der Freimauerei u. s. w., Glauben schenken darf, so entstand dieser Orden aus den Rosenkreuzern.

Diese wären demgemäß viel älter.

Er behauptet, die Freimaurer haben sich kurz vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und zwar blos in England zu bilden angefangen und hätten ihren Ursprung in der zuerst in Deutschland gebildeten Gesellschaft der Rosenkreuzer.

Was nun diese betrifft, so behauptet er, daß die geheime Gesellschaft, die seit dem Jahre 1777 in Deutschland unter dem Namen „Gold- und Rosenkreuzer alten Systems" in öffentlichen Schriften bekannt zu werden anfing, von der früher bestandenen „alten" Rosenkreuzer-Gesellschaft ganz verschieden sei.

Es ist bekannt, wie in früheren Jahrhunderten alle physikalischen und chemischen Entdeckungen geheim gehalten und letztere nur durch eine bildliche Sprache und nur den Eingeweihten verständlich dargestellt wurden.

Der berühmte deutsche Alchymist Rosenkreuzer in seiner „Physik" und der Engländer Bacon in seiner „Atlantis" empfehlen diese Geheimhaltung sehr angelegentlich, und dieß mag Veranlassung zur ersten Bildung einer solchen Gesellschaft gegeben haben.

Zwei im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts erschienene Schriften verursachten in Deutschland zuerst vieles Gerede über die Rosenkreuzer, die Eine derselben „Fama und Confession" erschien im Jahre 1614 und die An-

dere zwei Jahre später. Verfasser derselben war ein Theolog aus Würtemberg, Johann Valentin Andreä*).

Nikolai behauptet, daß Andreä die Rosenkreuzer „ersonnen" oder mit Anderen habe ersinnen helfen.

Man würde jedoch irren, wenn man hinter dem alchymistischen Aushängschild dieses Ordens nicht auch politische Absichten suchte. Es ist außer Zweifel, daß die Rosenkreuzer den Religionswirren in unserem Vaterlande nicht ferne standen.

Johann Valentin Andreä hatte zwei Reisen nach Oesterreich unternommen (im Jahre 1612 als Kaiser Mathias den Thron bestieg und 1619 wenige Monate nach dessen Tode); die letztere Reise geschah auf ausdrückliche Einladung der Freiherren Hohenfeld von Aistersheim und Enenkel von Hohenek, er hatte in Linz einen geheimen Auftrag zu verrichten und verkehrte mit mehreren österreichischen Edelleuten, welche alle Protestanten waren.

Die anfängliche Absicht der Rosenkreuzer, den Protestantismus zu unterstützen, währte nicht lange.

Die zahlreichen Katholiken, welche in dem Orden Aufnahme fanden, bildeten bald eine compacte Partei, gaben der Tendenz des Ordens eine andere und zwar die entgegengesetzte Richtung, die Rosenkreuzer in Oesterreich beförderten katholische Interessen.

Sobald nun Andreä wahrnahm, daß seine und seiner Freunde Absicht mit dem Rosenkreuzerorden nicht mehr

*) Geboren 17. August 1586 in Würtemberg.

zu erreichen, ja, daß die eingeschlagene Richtung sogar eine ganz entgegengesetzte war, so zog er sich zurück und suchte seine frühere rosenkreuzerische Thätigkeit, jedoch mit unbestimmten Worten zu desavouiren, so daß er es weder mit dem mächtigen Hause Oesterreich noch mit den lutherischen Orthodoxen zu verderben gedachte. Er vermochte jedoch die Neutralität nicht zu behaupten, theils seine unruhige Thätigkeit, theils aber der Wunsch, die ihm ärgerliche Sage von seiner Theilnahme an der Rosenkreuzerei zu vernichten, ließen ihn eine neue Gesellschaft unter dem Namen: „Fraternitas Christi" stiften. Bei seiner letzten Anwesenheit in Oesterreich kündigte er die Errichtung dieser Gesellschaft an, protestantische Edelherren traten derselben bei, und die Regierung fand sich schon drei Jahre später (1622) veranlaßt, dagegen eine feierliche schriftliche Warnung zu erlassen.

Die Thätigkeit dieser Gesellschaft wurde durch einen anderen Orden paralysirt, welcher katholischer Seits unter Bestätigung des Papstes anfangs zu Olmütz und nachher zu Wien von den Grafen Althan, Gonzaga und Sforza errichtet und der Orden vom blauen Kreuze genannt wurde.

Die Rosenkreuzer, nachdem sie von dem Einflusse Andreäs und seiner Freunde befreit waren, begannen sich nun nach verschiedenen Richtungen zu zersplittern, man fing zu deuten und zu klügeln an, es bildeten sich Logen, die sich gegenseitig anfeindeten und nicht selten auf mancherlei Weise neugestalteten, bis sie nach und nach entweder durch ihre Unbedeutenheit oder durch gegenseitigen Neid und Haß herabkamen und endlich vom Schauplatze verschwanden, jene, welche

dem ursprünglichen Systeme huldigten, erhielten sich am längsten und trieben im Verborgenen ihr Wesen.

Mit dem Regierungsantritt Kaiser Joseph des Zweiten, auf die bekannte Toleranz des Monarchen bauend, erhoben die Rosenkreuzer, so wie überhaupt alle geheimen Gesellschaften ihre Häupter.

Sie traten aus der Verborgenheit hervor und trieben mit einer fast lächerlichen Schaustellung ihr Wesen. Die Embleme der Freimaurer wurden zu Modegegenständen; man trug Hammer, Zirkel, Bleiwage u. s. w. als joujoux an den Uhren, Damen-Müffe von weißem Altas mit blauumsäumtem Uiberschlage stellten den Maurerschurz vor, man dichtete und componirte Freimaurerlieder und sang sie öffentlich. In den Provinzen tauchten zahlreiche neue Versammlungen auf. Alles drängte sich in die Logen; Viele suchten nach Geheimnissen, die sie dort zu finden hofften, Andere hatten eigennützige Absichten und wieder Andere waren blos neugierig oder sehnten sich nach den berühmten Tafellogen, wo man ausgezeichnet speiste und eben so vorzüglich trank. Goldmachen, Lebenstincturen erzeugen, Geister beschwören war das Ziel der Einen; durch den Bruder Hofrath, Referenten, Gouverneur oder Präsidenten, der sich eben in der Loge befand, eine gute Anstellung erhalten, war das Streben des Andern und Gastronomie die Leidenschaft der Letzteren.

Die Regierung konnte den Bestand dieser geheimen Gesellschaften — heute nennt man es Vereine — nicht länger ignoriren; das berühmte, von dem Kaiser eigenhändig verfaßte Freimaurer-Patent erschien. Es ist vom 16.

December 1785 datirt, enthält die Toleranz, Regelung und Beaufsichtigung der Freimaurergesellschaften, und beginnt mit folgenden Zeilen:

„Da nichts ohne gewisse Ordnung in einem wohlgeordneten Staate bestehen soll, so finde Ich nöthig, folgende Meine Willensmeinung zur genauen Befolgung anzugeben: Die sogenannten Freimaurergesellschaften, deren Geheimnisse Mir eben so unbewußt sind, als Ich deren Gaukeleien zu erfahren jemals vorwitzig war, vermehren und erstrecken sich jetzt schon auf alle kleinsten Städte u. s. w."

Durch dieses Patent geriethen die Gesellschaften in Bewegung; Vielen war die Reform willkommen, die Fanatiker — und diese war die Mehrzahl — nannten es Revolution, und warfen sich leidenschaftlich besonders auf jene von uns angeführten Zeilen des Patentes. Daß der Kaiser ihre Ceremonien „Gaukeleien," folglich das Kind beim rechten Namen nannte, das konnten sie nicht ertragen, das erpreßte ihnen einen Nothschrei. Eine Flut von Brochuren erschien, wenige für, die meisten gegen das Patent.

Wir wollen aus einer der Letzteren: „Drei Briefe über die neueste Maurer-Revolution," nur einige Zeilen anführen, weil sie den Einfluß und die Verdienste, deren diese Gesellschaften sich rühmten, offen darlegen. Der Verfasser raisonnirt über das Wort Gaukeleien: „Fürsten, Minister, Könige und Kaiser, große Gelehrte, große Künstler u. s. w., waren solche Gaukler! Durch diese Gaukler wurde die Armuth unterstützt, die Thräne des Elends abgetrocknet, Wai-

sen erzogen, Talente gebildet, Künste und Wissenschaften emporgebracht, heilsame Plane angelegt, nützliche Vorschläge gemacht, und wenige Gesetze von der edleren, gemeinnützigeren Art werden seit einer Zeit erschienen sein, die nicht wenigstens mittelbar durch besondere, dem Profanen noch unbekannte Wege von diesen Gauklern veranlaßt wurden. Preßfreiheit, Toleranz, Reformirung der Religion u. s. w., was sind sie anders, als Werke dieser Gaukelei?" u. s. w.

Der Ausdruck im Patente war trotzdem wohlgewählt, das Gebaren in den vielen Logen war wirklich zur Gaukelei herabgesunken, eine Reform war nothwendig.

„Ja," ruft der Verfasser der Denkschrift: „Kaiser Josephs Reformation der Freimaurer," seinen Brüdern, den Maurern, zu: „es muß einmal über gewisse Dinge unter uns zur Sprache kommen. Aufklärung und Philosophie ist das ewige Dacapo Eurer Predigten, Ihr reformirt Alles, Faunengelächter begleitet jede Handlung der Profanen, die nicht Euer Zirkel und Winkelmaß vorgezeichnet hat, Alleinweisheit macht Eure Köpfe schwindlicht; wer nicht in der schwarzen Kammer Blut geschwitzt (Proben der Freimaurer), nicht die blinde Reise durch das Kolophoniumfeuer gemacht hat, gilt Euch für einen Idioten — — — — — die ganze Erde ist Euch ein Narrenfaß, ein Club von Dummköpfen, und auf den Schnickschnack Eurer Logen denkt Ihr nicht" u. s. w.

Wir haben dieses Bild von dem Stande der damaligen geheimen Gesellschaften absichtlich aufgerollt, weil auch der Vorwurf unseres Gemäldes: „Die Rosenkreuzer," mit

den Freimaurern in einer gewissen Verbindung standen, und weil eine Uibersicht des Ganzen nothwendig ist, wenn man einen Theil schildert.

Der geneigte Leser möge uns die Ausführlichkeit vergeben, wir kehren wieder zu unserer Erzählung zurück.

Zwölftes Capitel.

Die Deputation und der unbekannte Obere.

In einem Zimmer im Gasthofe zum goldenen Ochen — heute zur Stadt Frankfurt — finden wir den Fremden, dessen erste Bekanntschaft wir auf der Hauptmaut gemacht.

Unter den vielen Gasthöfen des damaligen Wiens war der goldene Ochs einer der freundlicheren.

Der Matschakerhof, der wilde Mann, die drei Hackeln — jetzt zum römischen Kaiser — der Greif — jetzt zum Erzherzog Karl — der weiße Ochs — jetzt Stadt London — boten damals keine comfortablen Absteigquartiere, das Gasthauswesen lag überhaupt noch im Argen, und ein gleichzeitiger, sehr glaubwürdiger Schriftsteller schildert es in folgender Weise:

„Er (der Gast) ist in einer engen Straße, daß er nur

mit Mühe und Gefahr in das Haus kommt. In demselben findet er einen unsauberen Hof, schon mit einer Wagenburg von zwanzigerlei Fuhrwerken überlagert, schmutzige, finstere Treppen; viel Geschrei, Lärmen und Verwirrung, dunkle Zimmer mit altväterischen oder gar keinen Möbeln eingerichtet. Nachdem er seine Geduld an Warten, vergeblichen Rufen eine Weile geübt hat, bekommt er es mit einem Kellner in einem grünen Jäckchen, runden, ungepuderten Haaren und schmierigem Vortuch zu thun, der ihm gleichsam aus Gnaden ein nicht besser eingerichtetes Zimmer anweist, dabei eine Miene macht, als ob ihm gar nicht viel an seinem neuen Gast gelegen sei, und ihn daselbst in der lieben Einsamkeit sitzen läßt. — Uiber Mangel an Speise und Trank wird sich zwar ein Reisender nicht viel beklagen; ob er aber mit der Bedienung zufrieden sei, dafür mag ich ihm nicht bürgen. — Den Wirth bekommt er entweder gar nicht zu sehen, oder er findet in demselben einen derben, schlichten Bürger, mit einem grünsammetnen Käppchen auf dem Kopf, einem klafterweiten Schmeerbauch und braunen Kamisol, der ihm eine linkische Reverenz zieht, und sich nicht weiter um ihn bekümmert u. s. w."

Auf diese allgemein gehaltene Schilderung reflectirt, mag es zwar im „goldenen Ochsen" auch nicht besonders anmuthig gewesen sein; damalige Reisende behaupten jedoch, daß hier die Zimmer freundlicher und von der Tageshelle begünstigter waren; Baron Liebenstein konnte also zufrieden sein, und — er war es auch.

Er hatte zwei Zimmer gemiethet; in dem ersten wohnte der Diener, den wir unter dem Namen Götz kennen lern-

ten: er war zugleich Laborant bei Anfertigung des philosophischen Goldsatzes.

Dessen Gattin wohnte bei ihm, versah beim Baron die Dienste einer Köchin, und war ein munteres, schwarzäugiges Weibchen, mit einem vollen, braunen Gesichte, dabei wohlgenährt und hochbusig. Ihr Name war Sabine.

Im zweiten Zimmer finden wir den kalten Liebenstein.

Indem wir es betreten, bemerken wir die liebenswürdigste Unordnung. Ein Fremder würde zweifeln, ob er sich in einem Laboratorium oder in einer Wohnstube befinde.

Der ehemalige Soldat steckt mitten unter Geschirren, Phiolen, Retorten darinnen, daß man meinen sollte, es sei unmöglich, aus diesem Gewirre heraus zu kommen, ohne nicht eines oder das andere Gefäße zu zertrümmern.

Er untersucht, ob die Behältnisse auf der Reise keinen Schaden gelitten, prüft und ordnet.

Jetzt pfeift er.

Götz tritt ein.

Die Sachen waren gut gepackt, es ist nichts zerbrochen.

Freut mich, Herr Baron.

Mich auch. Ist Sabine draußen?

Ja, Herr Baron.

Liebenstein pfeift wieder und zwar etwas stärker als früher.

Sabine tritt ein.

Nun, was ists, hat Sie sich wegen eines Privatlogis umgesehen?

Ja, Herr Baron.

Gefunden

Nein!

Das ist dumm!

Die Gattin des Laboranten wurde ärgerlich roth, wendete schnippisch den Kopf und machte dazu eine Schulterbewegung, als ob sie hätte sagen wollen: „Du redest mir lange gut!“ und schwieg.

Liebenstein fuhr rasch fort: Jetzt sind wir schon seit Sonnabend hier, heute ists Mittwoch, Sie ist den ganzen Tag auf der Straße und hat doch noch nichts gefunden, wie kommt das?

Sabine entgegnete jetzt: Ganz einfach, Herr Baron, es sind keine Quartiere leer. Hier ists nicht so wie bei uns, man läuft einen halben Tag lang herum, bis man an dem Thore eine Wohnungsanzeige findet, und wenn man sich erkundigt, so ist sie erst vom Quartale zu verlassen, oder es ist ein Nest für eine einzelne Person, oder —

Kurz und gut, Sie hat nichts gefunden —

Nein, Herr Baron.

Zu Götz: Was sagt Er dazu?

Der Laborant machte einen Katzenbuckel und erwiederte: Herr Baron, Sabine ist meine Gattin, ich kenne sie und ihren Diensteifer, wenn sie sagt: „Nein!“ da ists „Nein!“

Liebenstein schüttelte unwillig den Kopf und sagte: Ihr werdet aber doch einsehen, daß wir in diesem Quartiere nicht verbleiben können?

Ja, Herr Baron, riefen beide Gatten zugleich, das sehen wir ein.

Wir müssen also um jeden Preis eine Privatwohnung erhalten. Macht Euch in die Vorstädte und sucht dort, ich reise dieser Tage nach Ungarn und lasse Euch hier zurück. Mein Goldsalz geht gut ab, ich werde trachten, mir auch in den Provinzen Absatz zu verschaffen, und sobald der Vorrath abgesetzt ist, machen wir uns wieder an die Erzeugung. Während meiner Abwesenheit könnt Ihr nicht im Gasthofe wohnen, es ist zu unbequem und zu kostspielig.

Herr Baron, antwortete der Laborant, wir sind damit vollkommen einverstanden, ich fürchte nur —

Was fürchtet Er? Laß Er hören, Götz, was gibts zu fürchten?

Ich fürchte Anstände.

Anstände? Mit wem? Warum? Weshalb?

Man forscht nach uns —

Nach uns? —

Das heißt, nach Ihnen, Herr Baron. Der Aufwärter erzählte mir, es seien schon mehrere Herren da gewesen, welche viel fragten und forschten, der Lohndiener behauptet dasselbe, ja, Herr Baron, sogar Sabine sah schon einen Herrn spionirend herumschleichen —

Er wird wahrscheinlich ihr nachgegangen sein! polterte Liebenstein.

Sabine verdrehte die Augen und versetzte: Oh — Herr Baron — mir — wie käme ich dazu? Ich bin kein junges Mädchen mehr —

Aber eine junge Frau, und die sind fast immer ärger als die Mädchen —

Oh, oh, oh, Herr Baron, ich bitte zu distinguiren —

Schon gut, wir kennen uns. Wenn sich indessen noch ein solcher Spion blicken läßt, dann avisirt mich und ich will ihm die Späherei verleiden.

In diesem Momente ertönte außen die Klingel. Götz und Sabine verließen den Baron, ersterer kehrte jedoch gleich darauf zurück und meldete, daß zwei Fremde den Herrn Baron zu sprechen wünschten.

Die beiden Abgesandten der Rosenkreuzer-Loge zu den „sieben Planeten" traten ein.

Liebenstein hatte den Visitator von der Hauptmaut kaum erblickt, so sagte er: Ah, Sie sind es, Herr Zöllner, freut mich, daß Sie sich meiner erinnern.

Die Deputation verneigte sich ehrerbietig und grüßte den Fremden nach der Weise ihres Ordens.

Der Baron blickte sie erstaunt an. Bacciochi nahm das Wort und sprach: Es wäre Frevel, mich an Sie, hochwürdiger Herr, nicht erinnert zu haben.

Liebenstein unterbrach ihn: Ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin der Baron Liebenstein, ich bin nicht vom geistlichen Stande, folglich ist Ihre Titulatur am unrechten Platze.

Oh, Herr Baron, wir sind nun ohne Zeugen, ich ersuche unterthänigst, Dero Incognito nur auf ein Viertelstündchen abzulegen und in uns zwei Abgesandte jener geheimen Verbrüderung zu empfangen, zu welcher auch Sie gehören.

Der alte Soldat stampfte mit dem Fuße und rief: Zum Teufel, mein Herr, Sie wollen mich ärgern, so hören

Sie es denn zum letzten Male, ich reise nicht incognito, ich bin derjenige, als welchen ich mich ausgeben, gehöre keiner geheimen Verbrüderung an —

Und doch wagen wir es, in Ihnen einen jener unbekannten Oberen zu sehen, die von Osten kommen und 'gen Westen ziehen, und die Loge zu den „sieben Planeten" ladet Sie hiermit ein, die Brüder mit einem Besuche zu beehren und unsere geringe Arbeit in Dero Augenschein zu nehmen.

Ich bin kein Freimaurer! rief der Baron.

Das wissen wir, lächelte der dicke Mauthbeamte, auch wir sind keine Freimaurer, sondern Rosenkreuzer. —

Der alte Baron machte einen Sprung nach rückwärts und rief: Ah, jetzt begreife ich, Sie halten mich für einen Alchymisten, mein philosophisches Goldsalz roch Ihnen in die Nase und deshalb muß ich Rosenkreuzer sein.

Bei diesen Worten brach er in ein sehr ordenswidriges Lachen aus.

Der Visitator begriff die Hartnäckigkeit des geheimen Oberen nicht, Lohberg schlug die Augen beschämt nieder, er war noch zu wenig fanatisirt und begriff das Mißverständniß.

Liebenstein faßte sich, wendete sich sehr ernst zu den Deputirten und sagte: Meine Herren, Sie haben sich umsonst bemüht, ich bin kein Alchymist und kein Rosenkreuzer, folglich auch keiner Ihrer geheimen Oberen. Ich beschäftige mich mit Chemie, habe das philosophische Goldsalz erfunden, erzeuge und verkaufe es, das ist Alles. Ihre Arbeiten gehen mich nichts an, so wie die Meinigen auch Sie nicht

kümmern. Ich habe in Ihrer Loge nichts zu suchen, deshalb werde ich auch nicht hingehen. Von meiner Erfindung können Sie kaufen, so viel als Ihnen beliebt, denn meine Waare ist für jedermann, sei er Freimaurer, Laie, Rosenkreuzer oder der Teufel selbst, wer bezahlt erhält sein Fläschchen und damit Punctum.

Als Bacciochi noch einige Bemerkungen machen wollte, fuhr Liebenstein fort: Ich will nicht hoffen, daß Sie gekommen sind, mir mein Geheimniß abzulauschen, sonst müßte ich mich entschließen, Ihnen die Thüre zu weisen Wer erfinden will, muß etwas gelernt haben und sich ernstlich bemühen, die Rosenkreuzer mit ihrer Spielerei haben aber noch nichts erfunden, nicht ein Mal etwas Bemerkenswerthes reproducirt. Alchymie, der Lapis und die Geisterseherei sind Narrenpossen oder Betrügereien; Gold bleibt Gold, Blei bleibt Blei; wer todt ist, kehrt in diese Welt nicht wieder. Ich gebe für die ganzen Arbeiten des Ordens keine taube Nuß. Ich begreife nicht, wie erwachsene Leute so einfältig sein können, sich von den sogenannten unbekannten Oberen bei der Nase herumführen zu lassen. Sie, mein Herr, sind kaiserlicher Beamter; Ihr Kaiser mag sich wenig darüber freuen, wenn er hört, daß seine Beamten mit solchen Lappalien und Dummheiten ihre Zeit vergeuden. Jetzt habe ich Ihnen meine Meinung ehrlich und offen gesagt — ich empfehle mich.

Er kehrte den Deputirten den Rücken und die Brüder Merkurius und Sol entfernten sich.

Auf der Straße angelangt, murmelte der dicke Bis=

tator: Jetzt will es mir fast bedünken, als wäre dieser grobe Baron kein Rosenkreuzer —

Das hätten Sie gleich erkennen sollen, versetzte Lohberg, ich stand wie auf Kohlen. Die Blamage ist ein wenig stark.

Bacciochi kratzte sich hinterm Ohr und sagte: Was ist jetzt zu thun?

Der junge Man sann eine Weile nach und erwiederte: Begeben wir uns zum Meister und melden wir ihm aufrichtig den traurigen Erfolg unserer Sendung, mag er dann verfügen, was ihm beliebt.

Der dicke Mauthbeamte wäre diesem Rathe gerne ausgewichen, denn er hatte ja das Mißverständniß durch seine vermeintliche Entdeckung herbeigeführt, er fand jedoch keinen Ausweg und begab sich mit Lohberg zum Meister des Stuhls.

Der Reichshofraths-Agent empfing die beiden Brüder sehr freundlich und Lohberg übernahm es, ihm den, mit dem Baron Liebenstein gehabten Auftritt mitzutheilen.

Mattolay schüttelte mißbilligend den Kopf, und sagte am Ende: Ei, ei, Bruder Merkurius, Sie haben uns da in eine bedeutende Verlegenheit gebracht. Auf Ihre Mittheilung vertrauend, habe ich dafür gesorgt, daß das philosophische Goldwasser als ein Rosenkreuzerisches Produkt bekannt werde, wodurch das Ansehen des Ordens sehr gewinnen wird; — nun aber leugnet der Preuße jeden Zusammenhang mit uns; thut er dies öffentlich, so sind wir ein Gespötte der Stadt, und unsere zahlreichen Gegner werden nicht ermangeln, diese Schande in der ganzen Stadt zu ver-

breiten. Dem muß vorgebeugt werden; jene Tinctur muß in den Augen der Welt für ein Product unseres Ordens fortgelten; ich werde dafür sorgen, daß dies möglich werde. Vor der Hand theilen Sie Niemanden den schlimmen Erfolg Ihrer Sendung mit; die anderen Brüder werden in ihrem bisherigen Glauben gelassen, ich baue auf Ihre Verschwiegenheit.

Der Meister entließ die beiden Brüder, und begann zu überlegen, welchen Weg er einzuschlagen habe, um seinen Zweck zu erreichen.

Dreizehntes Capitel.

Ein Ritt in den Prater.

Cornelius Lohberg, seiner Ordenspflicht ledig, überließ sich, durch die Straßen der Stadt wandernd, seinen Gedanken.

Die eben erlebten Scenen hatten ihn unangenehm berührt.

Die derbe Abfertigung von Seite Liebensteins überraschte ihn derart, daß er das Verletzende derselben erst nachfühlte.

Die darauf gefolgte Mittheilung des Meisters war für den Orden ebenfalls wenig schmeichelhaft; er ward hier zum ersten Male Mitwisser eines Ordens-Geheimnisses und mußte sich's gestehen, daß dies wenig ehrenhaft sei, und daß der derbe Baron, falls es sich mit den sonstigen Ordens-Geheimnissen eben so verhielt, in seinem Urtheile über die Rosenkreuzer nicht zu strenge war.

Lohbergs Betrachtungen über diesen Gegenstand waren also keineswegs angenehm, er zwang sich daher, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben und diese fand sich auch bald.

Die blonde Dame, die er Sonnabends am Fenster auf dem Graben, und seit dem nicht wieder sah, war der Rosenbusch, welchen die geflügelten Boten seiner Fantasie umflatterten.

Er erkundigte sich ein zweites Mal in jenem Hause und erfuhr nun gar, die Dame sei ausgezogen. Niemand wußte, wer sie war, wie sie hieß, wohin sie ging? Acht Tage hatte sie dort einsam und unbekannt gewohnt, dann zog sie fort, die Miethe war für drei Monate vorausbezahlt, folglich kümmerte sich Niemand um sie. Nun stand das Quartier leer.

Der junge Mann — dessen Herz die Unbekannte in lebhaftere Bewegung versetzt hatte — streifte vergebens umher, spähte umsonst, ein böser Zufall ließ ihn nicht finden, was er so sehnlich erstrebte.

Hatte sie vielleicht gar schon die Stadt verlassen?

Bei dieser Frage durchbebte ihn Angst, er fuhr zusammen, erwachte aus dem Hinbrüten und sah sich vor Benko's Caffeehaus auf dem Stephansplatze.

Freund Wendelin, mit dem Rohre fuchtelnd und mit Spornen die er heute trug, klirrend, kam auf ihn zu.

Gott zum Gruß, mi Corneli, trifft man Dich endlich, wo steckst Du immerfort? Man sieht und hört nichts von Dir!

Bei Dir kann man dies nicht sagen, versetzte Lohberg, wenn man Dich auch nicht sähe, so hört man Dich doch.

Der Verehrer der Kammerjungfer betrachtete wollüstig seine Sporen und sagte: Nicht wahr, so gefalle ich Dir? — Kusch, Sultan!

Lohberg wendete sich, rechts und links suchend, umher, und sagte dann: Wo hast Du die Bestie, ich seh' sie ja nicht.

Ah so, sagte Wendelin, Sultan ist zu Hause, aber ich bin an das Thier schon so gewöhnt, daß ich es immer an meiner Seite glaube.

Du bist also endlich zur Einsicht gekommen und lässest den Hund zu Hause?

Einer Dame zu Liebe thut man Manches. O, Cornelius, wenn Du Mamsell Wurzel, Racine wollte ich sagen, wenn Du sie kenntest, Du möchtest nicht nur Deinen Hund, sondern auch Deinen Verstand zu Hause lassen. Kannst Du Dir eine ungeschminkte, schwarzhaarige Kammerjungfer bei einer ungeschminkten, blonden Gräfin denken?

Warum nicht?

Du hast eine lebhafte Fantasie, mir fiel es Anfangs schwer, aber jetzt habe ich mich schon daran gewöhnt. Kusch, Sultan!

Wozu trägst Du heute Sporen?

Weil ich in den Prater reite. Willst Du mich begleiten?

Soll ich etwa nebenher laufen?

Du kannst ein zweites Pferd benützen, der Reitmeister wird wol auch noch für Dich einen Gaul übrig haben, Komm, Corneli, begleite mich.

Ich bin nicht vorbereitet.

Ein guter Reiter, wie Du, bedarf keiner Vorbereitung.

Ein Roß und Ein Mann, alles Andere ist überflüssig. Komm, Sultan — Corneli wollt ich sagen — das verdammte Thier liegt mir immer im Kopfe, thut mir leid, daß ich es nicht mitnahm, im Prater hätte der Satan sich austoben können. Ach Justine, Engelskind, reizendste der Frauen, Dir zu Liebe thue ich Alles!

Er hing sich in Lohbergs Arm und zog den Widerstrebenden mit sich fort.

Nach einer halben Stunde finden wir die Freunde zu Pferde in der Jägerzeile.

Die Miethgäule trabten ihren angewohnten, sehr decenten Paradeschritt, wobei Köpfe und Ohren dem allgemeinen Gesetze der Schwere zu Folge sich nach dem Mittelpuncte der Erde sehnten.

Wendelin fuchtelt feurig mit dem Rohre, setzt seine Stacheln in Bewegung, allein der Braune erhält sich tactfest in seinem Tempo, und keine Macht ist im Stande, ihn demselben untreu zu machen.

Verdammte Bestie, ruft Wendelin dem Freunde zu, der Gaul ist aus dem Trotteln nicht herauszubringen, Zügel, Rohr und Sporen helfen nichts, wenn ich nur seinen Namen wüßte, vielleicht würde ein Zuruf seinen Ehrgeiz wecken.

Lohberg lachte über die vergeblichen Anstrengungen seines Freundes und sagte: Die Schuld scheint weniger am Pferde als an Deiner Reitunkenntniß zu liegen.

Oho, rief Justinens Anbeter, Du mußt mein Cavallerie-Talent nicht verdächtigen.

Wir wollen es gleich auf die Probe stellen.

Man war in der Allee angelangt.

Diese begann damals hinter dem Marinellischen Kasperltheater.

Lohberg ermunterte seinen Gaul, und zwang ihn zu einem ausgiebigen Trabe. Kaum bemerkte dies der vierfüßige College, als er, dem edlen Beispiele folgend, sich ebenfalls in Bewegung setzte.

Hoho, rief Wendelin, im Sattel hin und her juckend, jetzt geht's! — Alle Wetter — Corneli — tausend Teufel — mir däucht, Dein Gaul geht durch — Kusch Sultan! — Nur nicht zu schnell — heh, Corneli, — was treibst Du denn? — Oho, oho — nur langsamer — verdammtes Vieh, bist du rasend geworden? — Corneli, halt an, wir kommen ja an's Ende der Welt — Kusch, Sultan! — verflucht, kannst Du denn Dein, Vieh gar nicht regieren, Corneli? — Oh, oh — wenn ich nur den Namen der Bestie wüßte— das ist ja ein Teufelsritt — oh, oh, halt, langsam!

Aber statt langsamer, ging es immer schneller. Lohberg, ein wenig schadenfroh, versetzte sein Pferd in Galop — Wendelins Renner blieb nicht zurück, ein edler Wetteifer schien den Vierfüßler zu beseelen. Der Anbeter der Kammerjungfer hatte die Steigbügel bereits verloren, die Zügel genügten ihm nicht zum Anhaltspuncte, er griff daher nach dem letzten festen Puncte, nach den Mähnen.

Schreiend, fluchend, lärmend, folgte er, oder vielmehr sein Roß, dem Freunde.

Die Allee herein, ihnen gerade entgegen, kam eine zweispännige Kutsche.

Lohberg sah das Gefährte, und wich ihm aus. Wendelin, nur mit sich beschäftiget, fand zum „Auf-

schauen" keine Muße, und sprengte wie besessen gegen den Wagen.

Sein Renner, wahrscheinlich über die schlechte Behandlung empört, tobte wie rasend vorwärts, und prallte gegen das Gespann. Die Zugpferde bäumten sich — der Reitgaul stolperte — Wendelin stieß einen Schrei aus, und stürzte herab. —

Zu gleicher Zeit vernahm man in dem Wagen die Angstrufe von Frauenstimmen.

Die Zugstränge rissen, die Pferde schlugen nach rechts und links aus — die Verwirrung war eben so groß, wie die Gefahr.

Lohberg flog zur Kutsche, sprang vom Pferde, und stürzte dem Gespann in die Zügel. Die kräftige Hand imponirte den Thieren, sie hielten an, und der Kutscher verließ nun ebenfalls seinen Sitz, um sich der Pferde vollkommen zu bemeistern.

Ein glücklicher Zufall ließ den Herrn Sultans so stürzen, daß er nicht unter die Pferde, sondern seitwärts zu liegen kam, trotzdem war er betäubt, und zeigte eine Weile keine Lebensspur.

Als der Wagen stille hielt, hüpften aus demselben zwei ängstliche Damen.

Die Kleinere derselben hatte den ohnmächtigen jungen Mann kaum erblickt, als sie lebhaft erschrack und die Farbe wechselte. Dasselbe war auch bei Lohberg der Fall, da er die Größere der Damen bemerkte.

Nehmen Sie schnell dies Fläschchen, Justine, sagte

diese zu ihrer Begleiterin, und stehen Sie dem Ohnmächtigen bei. Der junge Herr wird wohl keinen Schaden genommen haben.

Die Kammerjungfer, dem Befehle der Gebieterin gehorchend, näherte sich verlegen ihrem Verehrer. Zum Glücke wendete sich die Gräfin dem Gespanne zu, wodurch sie bemüßiget war, ihr den Rücken zuzuwenden.

Ihr Begleiter, sagte die blonde Dame zu Lohberg, war sehr unvorsichtig. —

Sie wählen einen zu schonenden Ausdruck, gnädige Frau, er war höchst ungeschickt, und mag dem Himmel danken, kein größeres Unglück hervorgerufen zu haben.

Wir werden wohl bald weiter fahren können?

In wenigen Minuten bin ich zu Stande, antwortete der Kutscher, an den die vorige Frage gerichtet war.

Sie haben durch Ihren Muth eine größere Gefahr verhütet, mein Herr, und ich danke Ihnen für den geleisteten Dienst.

Beschämen Sie mich nicht, gnädige Frau, ich verhütete nur die schlimmen Folgen dessen, woran ich vielleicht nicht unschuldig bin.

Wie so, mein Herr?

Ich habe die Reitkunst meines Freundes auf eine gefährliche Probe gestellt, welcher er unterlag; so sehr ich jedoch den Unfall einerseits bedauere, so kann ich es nicht verhehlen, daß er mir jetzt, da jede Gefahr vorüber, willkommen ist, weil er mir Gelegenheit bot, Sie gnädige Frau wieder zu sehen.

Die reizende Dame schüttelte lächelnd den lockigen Kopf

und sagte: Ei, mein Herr, Sie sprechen von Wiederse-hen? Ich erinnere mich nicht —

Cornelius unterbrach sie: Am letztverflossenen Sonnabende war mir das Vergnügen zu Theil, Sie an einem Fenster auf dem Graben zu bemerken —

Ganz recht, ich war da zu Besuch.

Zu Besuch?

Sie scheinen diese Angabe zu bezweifeln?

Ich bezweifle Ihre Angabe nicht, gnädige Frau, sondern ich entsinne mich nur staunend der falschen Auskünfte, die ich erhielt, als ich im Hause nachforschte.

Wie, mein Herr, Sie haben nachgeforscht —

Gnädige Frau, grollen Sie nicht, daß ich dem Drange meines Herzens folgte —

Die junge Dame ließ ihren Blick auf Cornelius ruhen. In den blauen Augen spiegelte sich etwas wie Theilnahme, die milden Züge schienen dem nicht zu widersprechen.

Es gibt keine Frau, erwiederte sie lächelnd, die einem jungen Manne eine ihr zugewendete Aufmerksamkeit verübelte, doch ist es eben kein günstig Zeichen, einer Dame, die man zum ersten Male sieht, nachzuforschen.

Wenn aber der Eindruck bei diesem ersten Male schon ein tiefer ist, wenn man den Himmel, in den man einmal sah, immer wieder und wieder sehen möchte, dann, gnädige Frau, bleibt dem Leidenden nichts übrig, als nachzuforschen, wohin die Erscheinung, die ihn entzückt, verschwand, und wo der Himmel prangt, der ihn bezaubert.

Die Wangen der Lieblichen rötheten sich ein wenig, das Auge suchte verlegen den Boden.

Mein Herr, lautete die beklommene Antwort, Sie reden eine Sprache —

Die nur der Drang des Augenblicks zu entschuldigen vermag, antwortete Cornelius rasch, ich sehe Sie jetzt und dann vielleicht nicht wieder. Kaum gefunden, verliere ich Sie schon.

Ich lebe ja in Wien! versetzte die Dame.

Wien ist groß! klagte der junge Mann.

Aber Währing, lispelte sie mit gesenktem Blicke, ist klein.

Lohbergs Herz pochte hoch auf.

Während dieser Scene zwischen der Gräfin Santa Croce und Cornelius, hatte das andere Par Gelegenheit, auch einige Worte zu wechseln.

Wendelin, von dem Geiste des Fläschchens ermuntert, öffnete das Augen, und sah Justine an seiner Seite.

Er glaubte zu träumen.

Was ist das, murmelte er, wo bin ich?

Im Prater, antwortete die Kammerjungfer schalkhaft lächelnd, und zwar auf der Straße, wie Sie sehen, Ihr Gaul hat Sie sehr unsanft gebettet.

Verdammtes Thier, rennt wie besessen, ohne sich um jene zu bekümmern, die ihm entgegenkommen. Kusch, Sultan! — Ach, Mamsell Justine, wie mir däucht, habe ich Unheil gestiftet.

Es könnte ärger sein, bemerkte die Ungeschminkte munter.

Meiner Treu, Sie haben recht, ich fühle mit Wonne, daß ich kein Bein brach; doch wohin ist mein Gaul gekommen?

Er suchte mit den Augen umher.

Ah, ah, rief er plötzlich, dort ist das edle Paar, Beide beschnuppern den Boden, und scheinen zu bedauern, daß er noch grasleer ist. Ach, Mamsell Justine, wie freu' ich mich, Siezu sehen.

Nach diesem Ausrufe begann er zierlich seine derangirte Toilette wieder herzustellen und putzte mit der Hand die Bodenspuren von seinen Kleidern.

Die Gelegenheit, bemerkte die Kammerjungfer, ist keine beneidenswerthe.

Warum nicht? versetzte Wendelin, der Prater ist kein Feind der jungen Welt, obschon alt, bietet er doch stets seine Einsamkeit und im Sommer seinen Schatten. Reizende Mamsell Racine, in diesem Momente vermisse ich den Frühling nicht, mir ists, als wäre er mir plötzlich mitten im März aufgegangen. Kusch, Sultan!

Justine eilte jetzt zu ihrer Gebieterin, welche sich der Kutsche näherte.

Cornelius half der Gräfin ehrerbietig in den Wagen, die Kammerjungfer folgte ihr, noch ein Blick — eine Verneigung und das Gefährte rasselte gegen die Stadt zu.

Cornelius und Wendelin sahen der Kutsche eine Weile nach und kehrten sich dann plötzlich gegen einander.

Jetzt hast Du sie gesehen! rief der entzückte Anbeter der Kammerjungfer.

Ja, ich sah sie.

Gefällt sich Dir?

Sie ist ein Engel.

Oh, göttliche Wurzel, Racine wollt' ich sagen.

Wie, Du weißt ihren Namen?

O ja, nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre Wohnung. Kusch, Sultan!

Auch mir nannte sie den Ort.

Dir? Wann denn?

Vor kaum einer Minute.

Alle Teufel, Du sprichst von der Blonden, ich aber rede von der Brünette.

Der kleine Schwarzkopf also?

Ist meine Flamme! Mamsell Justine Racine, Kammerjungfer bei der Gräfin Croce.

Gräfin Croce, rief Lohberg, ich danke Dir, Wendelin, Du hast mir heute einen Dienst erwiesen, den ich Dir niemals vergessen werde.

Er freut mich, Freund, obwohl ich mich vielleicht nicht mehr entschließen würde, Dir diesen Dienst zum zweiten Mal zu erweisen. Jetzt komm Sultan, Corneli wollt' ich sagen.

Beide holten ihre Pferde, bestiegen sie und trabten — diesmal aber im Schritt — durch die Jägerzeile in die Stadt.

Vierzehntes Capitel.

Ein Abend in Währing.

Lohberg war selig.

Was in seinem Herzen zu erwachen begann, war die Liebe, und die Liebe ist wie die Sonne am schönsten, wenn sie aufgeht, am glühendsten, wenn sie den Höhenpunct erreicht, und am wehmüthigsten, wenn sie untergeht.

Cornelius war selig, denn er stand im ersten Stadium. Er vermochte nicht, in Gesellschaft auszudauern, innerhalb der Mauern wurde es ihm zu enge, er strebte stets allein, stets im Freien zu sein.

Es ist ein sonderbares Gefühl, dies Erwachen der ersten Liebe.

Man ist unruhig und doch glücklich, träumerisch, und doch wachend, ängstlich und doch voll Zuversicht, scheu und doch voll Hoffnuugen.

Wie schön sie ist! rief der junge Mann in seinem Entzücken.

Es hat, so lange Menschenherzen pochen, noch kein geliebtes Wesen gegeben, welches nicht schön gewesen wäre.

Wir kommen auf unser früheres Gleichniß zurück; so wie die aufgehende Sonne die Gegend, so verschönt die Liebe den Menschen, man sieht in einem neuen Lichte, darum sind jene, die wir lieben, immer schön, oder wir halten sie dafür, was am Ende einerlei ist.

Bei der Gräfin Croce gab es indessen keine Täuschung, ihre Schönheit war kein poetisches Blendwerk, zu welchem Amor das Glas schliff, wir sahen sie am Graben, bewunderten ihren Liebreiz, das Hehre ihrer Erscheinung und können den jungen Mann nicht tadeln, der sich vergaß, in dem Augenhimmel unterging und in der Gefahr, um sich zu retten, sich in dem blonden Seidennetz verfing. So gefangen werden oder untergehen ist süß, nicht jedem Menschen ist solches Glück beschieden.

Cornelius vergegenwärtigte sich das reizende Bild der Gräfin, er war ihr ja heute so nahe gestanden, er hatte sie so genau gesehen! Damals am Graben war es nur die Form, es waren, wir möchten sagen, nur die Umrisse ihrer Schönheit, die er aus der Ferne sah, heute war es ihm gegönnt, die Details, die feineren Nüancen zu bewundern. Die schwunghaft gewölbten Brauen, der feine zarte Teint, die Seidenwimper, der Lippenschnitt, das schöne Kinn, und dieses Alles in Liebreiz getaucht, wie ein Paradies in Frühlingsluft, war es da ein Wunder, wenn die Gefühle in seiner Brust paradiesisch wurden und in Frühlingsluft auferstanden?

Lohberg begnügte sich aber nicht mit der Gestalt, er wiederholte sich auch ihre Worte, er strengte sich an, den Zauberton ihrer Stimme noch ein Mal zu hören, kurz, er wollte die ganze Scene mit ihr noch ein Mal, und dann wieder ein Mal, und endlich immerfort durchleben.

Je mehr er sich aber im Geiste mit ihr beschäftigte, desto mehr bohrte sich der spitze Pfeil in seine Brust, desto heftiger wurde die Sehnsucht, die Gräfin nicht nur im Geiste, sondern in der Wirklichkeit zu schauen.

Anderthalb Tage sind bereits verflossen, seitdem er sie nicht sah, welch' eine lange Frist für die Ungeduld einer erwachenden Liebe!

„Währing ist klein!" hatte die Anmuthige gesagt und „Währing liegt nahe!" rief sein liebendes Herz.

Cornelius Lohberg machte sich also auf den Weg.

Ein freundlicher Abend dämmerte herauf, die Luft war lau, sie schien der milde Odem des heranbrechenden Frühlings.

Das Geräusch der Residenz begann zu verstummen, die nächtliche Ruhe griff nach und nach Platz.

Der junge Mann eilte flüchtigen Schrittes durch die Vorstadt, und passirte die Linie.

Vor ihm lag Währing, gekrönt von weinbepflanzten Anhöhen, auf deren einer die Türkenschanze sich erhob. Bei fünfundachtzig Häuser bildeten damals den Ort. Die Fenster derselben, mehr oder weniger erleuchtet, blickten ihm wie einzelne Lichtpuncte entgegen.

Wo mag sie wohnen? sprach er bei sich, und wendete sein Auge bald nach dieser, bald nach jener Seite.

Er eilte vorwärts, und gelangte zu einem Hause, in dem es lebhaft herging. Man vernahm dies an dem Gesumme, das von Innen heraus auf die Straße drang.

Es war das damals berühmte Gasthaus, zum Biersack genannt. Zwei große Säle empfingen das zech- und tanzlustige Publikum, welches hier zum Theile aus besserer Gesellschaft bestand.

Lohberg hielt vor dem Gasthause.

Hier, dachte er, will ich mich erkundigen. Der Wirth dürfte mir am sichersten Auskunft geben können.

Der Zufall ersparte ihm den Gang in die Gaststube. Ein Mann trat aus der Thüre, Lohberg eilte auf ihn zu.

Können Sie mir gefälligst sagen, wo hier die Gräfin Croce wohnt?

Der Name ist mir unbekannt.

Es ist eine junge Dame.

Der jungen Damen gibt es mehrere hier. Wissen Sie bestimmt, daß sie hier wohnt?

Sie sagte es selbst.

Croce — Croce — wie gesagt, der Name ist mir unbekannt.

Lohberg versuchte es, die Persönlichkeit der Dame zu schildern, allein ohne Erfolg, der Andere kannte sie nicht.

Führt die Gräfin ein großes Haus?

Das vermag ich nicht anzugeben, denn ich kenne sie nicht näher, so viel weiß ich jedoch, daß sie eine Kammerjungfer hat, die Justine heißt.

Ah, Mamsell Wurzel, jetzt kenn' ich sie. Es ist eine

fremde Herrschaft, die erst seit einigen Tagen hier wohnt; also Croce heißt die Dame, ich wußte es nicht. Gehen Sie nur da hinüber, bis Sie zu einer Staketenwand kommen, innerhalb derselben ist der Garten, welcher zu dem von der Dame bewohnten Landhause gehört. Wenn Sie längs der Wand fortgehen, gelangen Sie zu der Hausthüre, das Gebäude ist nur ebenerdig, jedoch weitläufig.

Lohberg dankte für die Auskunft, und eilte fort. Er glaubte nicht schnell genug an den bezeichneten Ort gelangen zu können.

Er hielt außerhalb des Gartens, und sah hinein.

Welch ein Anblick!

Er glaubte sich plötzich in eine andere Gegend, unter einen anderen, milderen Himmelsstrich versetzt.

In diesem Garten strahlte bereits der Frühling in seiner ganzen Uippigkeit, und welch ein Frühling!

Alleen von Citronen, Orangen und Myrthen kreuzten sich nach verschiedenen Richtungen. Die Bäume schienen dem Boden entsprossen, ihr Dasein war eben so räthselhaft, wie jenes der bereits halbgezeitigen Früchte, welche zahlreich an ihren Zweigen prangten. Die leeren Räume außerhalb der Baumgänge entfalteten einen Blumenflor, dessen Farbenpracht in einer magischen Beleuchtung strahlte, einer Beleuchtung, die von milchweißen Glaskugeln herrührte, welche in solcher Zahl angebracht waren, daß der ganze Garten wie von Mondensilber übergossen da lag. Mitten aus den Blumen erhoben sich Statuen von weißem Marmor, Liebesgruppen, Nymphen-Abenteuer und andere Scenen, an denen die

unkeusche Götterlehre der Griechen und Römer so verschwenderisch ist.

Die Luft, welche eben zephirartig herüberstrich, wehte dem jungen Manne eine Wolke von Duft zu, eine Mischung von hundert verschiedenen Aromas, berauschend, betäubend, erregend.

Cornelius war in Staunen aufgelöst. Solch zauberischen Eindruck hatte er noch nie empfunden.

Diese feenhaften Räume, und dazu der Gedanke: „Hier wohnt sie!“ — seine Sinne waren geblendet, seine Seele berauscht.

Er klammerte sich an die hölzernen Pfähle der Wand, lehnte die Stirne an dieselbe, und stierte mit einer Gier hinein, als ob er nach der Seligkeit seines Lebens spähete.

Seine Gedanken weilten bei der Gräfin; sie sehen, war der einzige Wunsch, den er in diesem Sinnenrausche fühlte.

Er horchte — kein Geräusch störte die Stille des Abends — nur aus der Ferne, aus weiter Ferne vernahm er ein dumpfes Tosen, es war der letzte Rest des sterbenden Stadtlebens.

Cornelius war in diesem Momente einer reiferen Uiberlegung unfähig. Er dachte nicht an die Unschicklichkeit, eine Dame zum ersten Male in der Abendzeit zu besuchen, er vermag nicht die Leichtfertigkeit eines Schrittes, einzusehen, der ihm eine Gunst, die er erst erringen wollte, für immer rauben konnte, er dachte nicht ein Mal an einen vorzuschützenden Vorwand, der ihn entschuldigen sollte, er wollte sie sehen und vergaß darüber alles Andere; er glich jenen

Flügelthieren, die vom Lichtschein angelockt in dessen Nähe flattern und hier angelangt, geblendet, der Flamme nicht mehr zu widerstehen vermögen, sich in selbe hineinschwingen und — untergehen.

So auch Cornelius.

Ohne die Folgen zu bedenken, nur auf die Erfüllung seines Wunsches hoffend, folgte er dem Drange seiner Gefühle und schwang sich, den Zaun an einem der gemauerten Pfeiler erkletternd, in den Garten.

Hastigen Schrittes eilte er vorwärts.

Sein Herz jubelte — er befand sich innerhalb des zauberischen Aufenthaltes — er triumphirte, ohne bisher mehr als den Vortheil, in dem Garten zu weilen, erreicht zu haben.

Geräuschlos durcheilte er die künstlichen Alleen. Er athmete Blumendüfte und fühlte die Wonne nie geahnter Seligkeit.

Der Garten war leer — keine lebende Seele verkündet ihr Dasein. Cornelius spähte nach allen Richtungen, er sah, er hörte nichts.

Wo mag sie weilen? lispelte er bei sich, sollten die Gartenräume erleuchtet sein, ohne daß die Gebieterin in der Nähe wäre? Ich kann es nicht glauben, mein Herz sagt mir, daß sie hier ist, daß ich sie finden werde.

Jetzt — jetzt! — Er horcht.

Musik dringt in seine Ohren.

Aber welch' eine Musik!

Harfenklang?

O nein, es sind Sphärentöne.

Ein nie gehörter Wohllaut klingt herüber, er zittert durch die Luft, er bebt durch die Seele, er schmiegt sich wollüstig in das Ohr und berauscht Herz und Sinn.

Keine Saite vermöchte solche Töne auszuhauchen, kein menschlicher Odem vermöchte sie einem Instrumente zu entlocken, es sind Töne, zart und voll, sinnig und wehmüthig, wunderbar harmonisch, himmelrein und zephyrsanft.

Vielleicht säuselt ein Frühlingslüftchen in Blumenglocken, vielleicht tanzen Krystalle einen gespenstigen Reigen, vielleicht weht ein Geisterhauch melodienartig durch die Lüfte, war kann es wissen, wer vermag es zu bestimmen?

Lohberg lauscht — er zittert — er ist betäubt — er muß sich an eine Säule lehnen, um nicht umzusinken.

Jetzt rafft er sich auf — er eilt in die Richtung, woher die wunderbare Musik kommt —

Immer näher — immer lieblicher —

Ist dies möglich? —

Es dünkt ihm so!

Jetzt steht er vor einem niedlichen Gartenhäuschen —

Die Thüre ist offen —

Tausend Himmel öffnen sich vor seinen Blicken — er will hinein — doch seine Kräfte reichen nicht aus — er sinkt in die Knie und vermag nichts als flehend die Worte zu lispeln: „Frau Gräfin!"

Fünfzehntes Capitel.

Im Gartenhäuschen.

Eine kleine, gewölbte Kuppel, von einer kreisförmigen Wand getragen, bildete das Gartenhaus, desses Inneres einer magisch erleuchteten Laterne glich.

Oben wölbte es sich wie ein blauer Himmel, an dem ein Halbmond schwebte, der, sein Strahlennetz herabwerfend, den ganzen Raum in ein Silberlicht hüllte, welches jener ewigen nächtlichen Himmelsleuchte abgelauscht oder gestohlen schien.

An der rückwärtigen Wand stand eine Ottomane, das Holzwerk vergoldet, der Sitz weiß, als hätte der Himmel dessen Uiberwurf eben herabgeschneit; vor derselben befindet sich eine flache Perlenmuschel, getragen von zwei sich in Winden mehrmals kreuzenden Schlangen, dies war der Tisch. Seitwärts standen zwei Armstühle, blühend weiß, wie die Polsterbank und vergoldet so wie sie. Der Boden ist mit

kostbaren Teppichen belegt, die grünen Wände mit farbeprächtigen Blumen verziert.

Auf der Ottomane sitzt die Gräfin, sie hat die Hand an die eine Seitenlehne und das schöne Haupt träumerisch auf die Hand gestützt.

Ein rosenfarbiger Uiberwurf verhüllt den reizenden Leib bis fast an den Hals, dessen Weiße mit jener der Ottomane wetteifert. Das weiche Haar wallt lockig und fessellos nach allen Seiten hinab, ein Herr blonder Schlangen scheint auf dem Nacken und den Schultern sein Lager gewählt zu haben.

Beim Anblicke des vor der Pforte kniend hingesunkenen jungen Mannes lächelt die Dame, doch verändert sie ihre Stellung nicht.

Die berauschende Musik ist verstummt, tiefes Schweigen umhüllt den Raum.

Treten Sie ein, mein Herr, begann die reizende Träumerin, wer so kühn ist, des Nachts eine Mauer zu übersteigen, wird doch vor einer offenen Thüre nicht zurückbeben!

Cornelius richtete sich zitternd empor und stammelte: Vergebung, gnädige Frau, Vergebung einem Menschen, den sein Herz beherrscht und der darüber alles Andere vergaß.

Treten Sie ein, und lassen Sie sich nieder, Sie sehen angegriffen aus, hat der gestrige Unfall Sie so sehr erschreckt?

Der junge Mann nahm in einem der Armsessel Platz, und schlug das Auge zu Boden; er getraute sich nicht, die

Dame anzusehen, zu welcher er, jetzt fühlte er es, auf so ungewöhnliche Weise gedrungen war.

Nicht der gestrige Unfall trägt Schuld an meiner Bewegung, antwortete Cornelius beklommen, sondern das Wagniß, welches ich am heutigen Tage unternahm. Ohne zu wissen, ob mir das Glück zu Theil würde, Sie, gnädige Frau, heute nur zu sehen, komm' ich heraus, und nun sehe ich Sie nicht nur, sondern ich sitze vor Ihnen, ich höre Sie sprechen, ich darf zu Ihnen reden. Ach, gnädige Frau, wenn Sie ahnten, wie unendlich glücklich mich dies macht, Sie würden mir gewiß den unüberlegten Besuch vergeben.

Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, mein Herr, denn ich habe Sie erwartet.

Cornelius blickte erstaunt empor.

Sie haben mich erwartet? stammelte er.

Sie wundern sich, daß ich mich erkühne, Ihre geheimen Gedanken zu errathen? Ei, mein Herr, blicken Sie um sich und sagen Sie mir, ob Alles, was Sie sehen, gewöhnlich ist? Ob man um allein zu sein, der Beleuchtung dieser Räume bedarf? Ob ich um diese Stunde hier im Garten säße? Ob — ach, ich könnte noch viele Fragen aufwerfen, doch, wozu, es sei Ihnen genug, ich habe Sie erwartet.

Lohberg blickte die Gräfin sprachlos an.

Nun, mein Herr, Sie bleiben stumm? Sie danken mir nicht ein Mal für die Aufmerksamkeit?

Ich fühle es, entgegnete der junge Mann schüchtern, ich bin heute verurtheilt, Räthsel zu schauen und Räth-

sel zu hören, ohne den Geist zu ihrer Lösung zu besitzen.

Sie sprechen von „Räthsel" und von „Lösung" — gehören Sie nicht einer Gesellschaft an, die in Räthseln steckt und nach Lösungen strebt?

Gnädige Frau, rief Cornelius, noch mehr betroffen, Sie wissen —

Ich weiß, was ich zu wissen für nöthig erachte. — Ich weiß, daß Sie sich Cornelius Lohberg nennen und Rosenkreuzer sind, ich weis, daß Sie nach einem Manne forschen, dessen Namen Sie wissen, den Sie aber persönlich nicht kennen, ich weiß, daß Sie in die Hände Ihrer Mutter —

Halten Sie ein, gnädige Frau, ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie bei der Gnade des Himmels, halten Sie ein, und sprechen Sie nicht aus, was außer mir und ihr keine sterbliche Seele weiß, sprechen Sie es nicht aus, damit ich nicht zu dem Frevel gezwungen werde, Sie für ein überirdisches, allwissendes Wesen zu halten.

Frevel, sagen Sie, warum Frevel? Nehmen Sie dies Wort zurück, mein Herr, oder ich werde Sie zwingen, an diesen Frevel zu glauben.

Cornelius saß wie vernichtet da, was er sah, blendete sein Auge, was er hörte, betäubte sein Ohr.

Ich nehme es zurück, stammelte er widerstandslos ich glaube, was Sie zu glauben mir gebieten, Sie haben mich erwartet, ich liege zu Ihren Füßen!

Er wollte sich in der That zu den Füßen der Reizenden niederlassen, allein sie verhinderte es und sagte freundlich: Bleiben Sie, Herr Lohberg, ich bedarf keines Sklaven.

denn deren besitze ich genug, was ich suche, ist ein Mann, auf dessen Muth und Ergebenheit ich bauen kann.

Cornelius betheuerte durch eine Geberde, daß sie diesen Mann in ihm gefunden habe, worauf die Gräfin fortfuhr: Ich glaube Ihnen, mein Herr, und zum Beweise dessen sind Sie hier. Seit einigen Tagen erst bewohne ich dieses Landhaus, außer meinem Gatten sind Sie der einzige Fremde, der es betrat, ich hoffe, daß Sie diese Auszeichnung werden zu schätzen und zu ehren wissen.

Als die Gräfin ihres Gatten erwähnte, fuhr es dem jungen Manne wie ein Dolchstich durch das Herz. Er erbleichte.

Die Dame blickte ihn lächelnd an, und sagte: Sie sind bestürzt? Wußten Sie nicht, daß ich vermält bin?

Cornelius versetzte traurig: Nicht alle Menschen wissen Alles; ich glaubte Sie von der Ehefessel befreit.

Und warum erschrecken Sie, daß es nicht ist? Der Graf wird den Mann, der mich aus so großer Gefahr befreite, gerne in seinem Hause empfangen. —

Also noch vermält, klagte Cornelius, und dennoch bedürfen Sie eines Anderen Muth und Ergebenheit? Die Dame wurde verlegen.

Nach einer Pause sagte sie traurig: Sie versagen also der Frau, was Sie dem Mädchen gewährt haben würden?

Nein, nein, ich versage Ihnen nichts, ich thue Alles, was Sie wünschen; nur begreife ich den Mann nicht, der eine solche Perle besitzt, und ihr nicht den kräftigsten Schutz gewährt und die tiefste Ergebenheit bezeigt.

Ich will es gerne glauben, daß Sie dieß nicht begreifen, doch wird sich Ihnen das Räthsel lösen, wenn Sie erst in unserem Kreise heimisch geworden und meinen Gatten kennen gelernt haben; dann wird auch der Zeitpunkt erscheinen, wo mir die Ueberzeugung werden wird, ob ich mich in Ihnen getäuscht habe, oder nicht? Sind Sie jetzt befriediget?

Ich bin's, wenn Sie es wünschen.

Sie scheinen ungenügsam, mein Herr?

Befehlen Sie, gnädige Frau, und ich werde Sie verlassen.

Ich werde Ihnen nie befehlen — ich reiche Ihnen blos die Hand, erlaube Ihnen, sie zu küssen, und sage: Besuchen Sie uns bald wieder!

Die Reizende betonte das Wörtchen „Uns," was den jungen Mann unangenehm berührte; doch faßte er die kleine weiße Hand, und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

Er glaubte einen leisen Druck derselben zu fühlen. Glühhitze durchströmte seine Adern.

Da er zu gehen noch immer säumte, so lispelte die Gräfin: Gehen Sie, Cornelius, ich beschwöre Sie, gehen Sie — wir sehen uns wieder!

Der junge Mann stürzte aus dem Häuschen.

Seine Stirne glühte, sein Herz pochte, das Blut in den Adern rollte doppelt schnell und doppelt heiß.

Er durchflog die Baumzeilen, — da, wie zum Abschiede, ertönte noch ein Mal die berauschende Musik herüber, aber dieses Mal traurig, wehmüthig, es war eine melodische Liebesklage, in welcher der ganze Schmerz einer liebenden Seele ausgegossen war.

Cornelius erreichte die Einfriedung des Gartens; wie beim Eindringen klomm er auch jetzt eine Säule hinan, warf — bevor er sich auf die Straße hinabließ — noch einen Blick in den Zaubergarten zurück, da — wie von einem Hauche ausgeblasen — erloschen alle Lampen — Finsterniß umspann den Raum — Todtenstille herrschte — mit der Helle hörte auch die Musik auf.

Lohberg fühlte sich von einem unheimlichen Schauer durchrieselt, er gedachte der Zaubergärten, die sich auf ihres Gebieters Machtspruch in eine öde Wildniß verwandeln, und flog mit Blitzesschnelle von dannen.

Auch in dem Häuschen, wo die Gräfin noch immer auf der Ottomane saß, war der leuchtende Mond erblindet, und die Finsterniß begann auch hier zu walten.

Jetzt dringt eine Männerstimme zu der Gräfin.

Die Dunkelheit läßt uns den Sprecher nicht erkennen; wir hören wohl, aber wir sehen nichts.

Seraphine!

Alessandro!

Die Unterhaltung hat lange gewährt.

Sie war angenehm.

Ich wünsche Ihnen Glück.

Wozu?

Zu Ihrer Eroberung.

Sie spotten, Herr Graf.

Ich bin von Spott eben so weit entfernt, wie von Neid oder Scheelsucht. Was Ihnen Freude macht, betrübt mich nicht. Je fester Sie diese Beute halten, desto angenehmer ist es mir, nur vergessen Sie nicht, Seraphine —

Worauf, Herr Graf? —

Daß Ihre Verbindungen meinen Zwecken dienen müssen.

Man hörte einen tiefen Seufzer der Gräfin.

Meine Mahnung scheint zu rechter Zeit gekommen, ich wiederhole sie dringend, damit Sie sich selbst keine Unannehmlichkeiten bereiten.

Keine Antwort.

Haben Sie mich verstanden?

Ich verstehe Sie.

Ich verlasse Sie. Gute Nacht.

Man hörte den Mann sich entfernen.

Der junge Mann, murmelte er vor sich hin, ist in ihrer Gewalt, Regina soll in die meine kommen, Mutter und Tochter glauben an meine Wunderkraft, und wer nur einmal daran glaubt, der ist mir auch verfallen.

Er verschwand in dem weitläufigen Landhause.

Sechzehntes Capitel.

Beim goldenen Lämmel.

Der Beweis, „daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch Gewalt des Stärkeren hingerichtet worden," war erschienen.

Die Berechnung des Verlegers traf zu, die Brochüre fand reißenden Absatz.

Seit zwei Tagen sprach man in Wien nur von der Brochüre; wo Bekannte sich begegneten, war die erste Anrede: „Haben Sie den „Beweis" gelesen?" und wenn sie — wie natürlich — bejaht wurde, erfolgte die zweite: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Der Zeitraum von wenigen Wochen bot also den redelustigen Wienern drei sehr interessante Themas zur Verhandlung. Die Hinrichtung Zahlheims, sein Erscheinen auf

dem Graben und jetzt seine Ehrenrettung, denn in der Verunglimpfung seiner Richter lag diese ausgesprochen.

Der unglückliche Zahlheim war jetzt in Aller Mund, er hätte ein Vaterlandsretter sein können, man würde auch nicht mehr von ihm gesprochen haben.

Ueber das Glacis gegen die Wiedner Hauptstraße zu gehen zwei unansehnlich gekleidete Herren.

Wir wollen ihnen folgen und ihr Gespräch belauschen.

Es ist Abends und die Sonnenfelsischen Laternen thun bereits ihre Schuldigkeit.

Wir haben keine Zeit, die Herrn auf der Straße zu mustern, denn sie schreiten wacker aus, wir bemerken in der Eile nur, daß der eine ein spanisches Rohr trägt und der Andere nicht.

Der mit dem Rohre sagt eben: Der Abend ist dem Unternehmen günstig.

Wenn Ihnen nur der Weg nicht zu weit wird! meint der Andere.

Wünschen Sie ein näheres Locale zu betreten?

Ich habe keinen Wunsch, als den, Sie zu begleiten.

Dann bleiben wir bei unserer Bestimmung. Jenes Bierhaus soll von einem sehr gemischten Publikum besucht werden, wir werden uns amüsiren.

Nach einer Weile: Was meinen Sie, wie oft werden wir heute den Namen Zahlheim zu hören bekommen?

Der ohne Rohr erwiederte: Wahrscheinlich so oft wie neulich, wo ich auf Ihren Wunsch jedes Mal, so oft der Name ausgesprochen wurde, ein Strichelchen machte, und dabei die Zahl 246 erreichte.

Beide lachten.

Heute kommt noch das neue Tractätchen dazu, bemerkte der Berohrte, wenn Sie sich also die Mühe gäben, Sie würden leicht ein halbes Tausend erreichen.

Während dieses Gespräches waren die beiden Herren in der Wiedner Hauptstraße angelangt, hielten jedoch in ihrem Gange nicht ein, sondern schritten wacker aus.

Eine kleine Strecke oberhalb der Paulaner, dort, wo die Waggasse in die Hauptstraße mündet, machten sie Halt, sie standen vor einem Bierhause, die vor dem Schilde befestigte Laterne läßt uns die Aufschrift lesen: „Zum goldenen Lämmel.“

Warum der Schriftenmaler: „Lämmel,“ und nicht das echt Wienerische: „Lampel,“ geschrieben hat, wissen wir nicht, so viel ist gewiß, die Aufschrift ist historisch.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, möge uns der Leser die kurze Bemerkung erlauben, daß damals zwischen der Gattung der öffentlichen Locale eine schärfere und strengere Grenze gezogen war, als heute. Es gab: Caffeehäuser, Gasthöfe, Weinkeller, Weinhäuser, Bierhäuser, und Traiteurs (ohne Befugniß Getränke außer Wasser zu schenken). Von Branntweinkneipen scheint man noch wenig oder gar nichts gewußt zu haben, was bei der damaligen Billigkeit der Weine und Biere ganz natürlich war, denn bekanntlich steht die Consumtion der gebrannten Wasser mit der Preiszunahme der Weine und Biere in einem geraden Verhältnisse.

Doch zurück zum goldenen Lämmel.

Die beiden Herren sind eingetreten und nehmen an einem abseitigen Tische Platz.

Betrachten wir sie näher.

Der Unberohrte trägt einen lichtblauen Rock, ein dunkles, kurzes Beinkleid, beschnallte Schuhe, Strümpfe, eine Perrücke und gleicht einem Bürger der mittleren Classe, bei dem man nichts Bemerkenswerthes findet, als daß er eine ungewöhnlich große Nase hat.

Der andere mit dem Rohre trägt einen dunkelgrauen Capotrock — heute würde man Ueberrock sagen — hohe Stiefel, ein schwarzes Halstuch, eine ungepuderte Perrücke, die ihm nahe bis an die Brauen reicht und deren Seitenlocken einen großen Theil der Wangen decken.

Dieser Mann sieht mehr einem Vorstädter oder gar Einem „vom Lande" ähnlich, und man hätte darauf schwören mögen, daß seine Garderobe von den Herren Otto, Karl und Karlitschek nicht angefertigt worden, das waren nämlich die berühmten Schneider, oder, wie sie sich selbst nannten, „Kleidermacher", welche damals die sehr verwegene Neuerung einführten, ihre Kleider nach Tarifen zu verfertigen und diese Tarife durch den Druck zu veröffentlichen, was einen gewaltigen Rumor verursachte, da man auf der Herberge nicht begreifen konnte, wie man Kleider im Voraus so wie Brod und Rindfleisch taxiren könne. Daß Herr Otto in der „Wiener-Zeitung" ankündigte, er liefere in sieben Stunden ein ganz fertiges Kleid, wurde von jenen, die es nicht selbst erlebten, für eine entsetzliche „Aufschneiderei" gehalten.

Außer den erwähnten beiden Herren, war die Zahl der Gäste keine ganz geringe, die geräumige Stube hatte Platz genug für zahlreiche Tischlein und Stühle und Bänke.

Die Einrichtung des Locales war reinlich, was die Bierhäuser in der Regel vor den Weinhäusern vortheilhaft unterschied.

Die bemalten Wände waren mit Kupferstichen behangen, unter welchen die Löschenkohlschen Fabrikate eine Hauptrolle spielten.

Was gab es da Alles für Bilder!

Die selige Kaiserin auf dem Sterbebette — der Kaiser empfängt den Papst in Wien — der Papst ertheilt auf dem Hofe den Ablaß — dann wieder die Wiener Trachten — die Redoute — u. s. w. u. s. w.

Mitten zwischen diesen Bildern und zwar obenan machte sich, zwei Drittel der Wandhöhe einnehmend, ein unbändiger Uhrkasten breit, in welchem es schnarrte und knarrte und dessen seltenes Verdienst darin bestand, daß er, wenn er die vollen Stunden schlug, einen Kuckuck schreien ließ.

Der Schanktisch befand sich in der Nähe des Ofens und war beaufsichtigt von einer wohlbeleibten Frau, welcher ein junger Bursche zu Gebote stand, der die Dienste eines Kellners versah.

Der Wirth mit dem unvergänglichen grünen Käppchen ging von Tisch zu Tisch, wackelte mit dem ehrbaren Zopfe, was einen Gruß bedeuten sollte.

Was die Gäste betrifft, so gehörten sie zumeist dem mittleren Bürgerstande an, doch sah man auch Studenten, Maler, Kanzleileute und verkappte Lakaien, die ihre Livree von sich geworfen hatten, um in den öffentlichen Orten nicht mit scheelen Augen angesehen oder gar gemieden zu werden, denn damals hieß es z. B. bei den Ankündigungen der Tanz-

säle allgemein: „Der Eintritt ist Jedermann gestattet — Livreen und Stubenmädchen oder sogenannte böhmische Hauben und Corsetteln ausgenommen.“ Ein Beweis, daß die Livree nicht sehr beliebt war und die Träger derselben Ursache hatten, die Gasthäuser nur in Civilibus zu besuchen.

An einem der oberen Tische saß eine Gesellschaft sogenannter Stammgäste, ehrbare Bürger verschiedener Gewerbe. Der Gastgeber behandelte sie mit sehr vieler Aufmerksamkeit und der Kellner flog schon, sobald Einer von ihnen nur den Mund aufthat.

Wo muß denn heute unser Tischler bleiben? sagte Einer von dieser Gesellschaft, er pflegt sonst keiner der Letzten zu sein?

Er wird doch schon Feierabend gemacht haben?

Sollte ihm vielleicht gar etwas fehlen?

Warum nicht gar, dem fehlt nie etwas, höchstens Geld.

Wenn man den Wolfen nennt, kommt er g'rennt, da ist der Penietz!

Grüß Gott, meine Herren! Guten Abend Wirth Henselmann! Eine Halbe Horner und eine Portion Schinken!

Die Uebrigen machten dem Tischler Platz.

Meister Penietz war im besten Mannesalter und zeigte immer ein munteres Gesicht; er war ein großer Politicus, der in der Jugend einige Schulen durchgegangen war und deshalb bei seinen Mitbürgern in nicht geringem Ansehen stand.

Wo bleibt Ihr so lange?

Ich war in der Stadt und habe eingekauft.

Holz, Leim oder Spiritus?

Fällt mir nicht ein, Papier nichts als Papier, aber bedrucktes. Sapperlot, Herr Henselmann, was ist das? Ich habe Schinken angeschafft und Ihr bringt mir Schweizerkäs?

Bei mir gibts heute keine Schinken, heute ist Freitag, wer Schinken essen will, kann zum Juden gehen!

Da hat man's! In der ganzen Welt greift die Aufklärung um sich, nur das goldene Schaf verbleibt in seiner alten Finsterniß.

Pienitz, sagte ein vollbackiger Froschhändler, Du mußt uns kein Aergerniß geben, heute ist ein Mal Fasttag.

Oh, Du interessirter Mensch, Dir mit Deinen Fröschen wär's freilich recht, wenn das Fleischessen ganz abkäme.

Der Pienitz hat recht, sagte ein sehr magerer Beutelstricker, jeder soll essen was ihm beliebt, was geht dem Wirth meine Religion an?

Aber meine Herren, erhob ein kupferiger Weinausrufer seine tiefe Stimme, jeden Fasttag gibt es unter uns den nämlichen Streit; ich frage warum denn? wozu denn? weshalb denn? wie lang denn?

Ich bitt Euch Gevatter Daninger, rief der Tischler, hört mir mit Euerem „Warum denn? wozu denn? weshalb denn?" auf; Ein Narr kann mehr fragen, als hundert Kluge beantworten, der Henselmann muß sich cultiviren, thut

er's nicht, meiner Treu, ich komm nie mehr zum goldenen Schaf.

Bei dieser fürchterlichen Drohung erhob sich ein großer Lärm, ein Theil nahm Partei für den Tischler, der andere für den Wirth.

Dem Weinausrufer mit seiner schrecklichen Stimme gelang es die Ruhe herzustellen.

Mit demselben Posaunentone, mit dem er einst in der Stadt und in den Vorstädten die Weinversteigerungen ausrief, brüllte er jetzt: Ruhig, meine Herren, oder meiner Treu, ich werde wild. Gevatter Penietz, Ihr seid sonst ein kluger Mann, und gerade heute geberdet Ihr Euch so eigensinnig! Warum denn? Wozu denn? Weshalb denn? Wie lang denn? Wie so —

Schon gut, rief der Froschhändler, jetzt ist's genug, der Penietz soll uns zeigen, was er in der Stadt gekauft hat?

Durch die vielen freundlichen Zurufe begütiget, zog der Tischler ein Papier aus der Tasche, und nahm aus demselben ein Tractätchen.

Das ist der Beweis —

Oh, den kennen wir schon! Ist das Alles?

Noch nicht. Hier ist die Silhouette Zahlheims —

Ah! Ah!

Allgemeine Verwunderung.

Das Schattenbild geht von Hand zu Hand.

Meiner Treu, gut getroffen.

So hat er ausgeschaut. Gerade so!

Ich seh ihn noch, wie er am Graben vom zweiten Stock herunterschaut.

Der arme Narr.

Es muß ihm halt doch Unrecht geschehen sein, weil er im Grab keine Ruhe hat.

Aber, Bruder Nagel, Du bist so ein guter Rechnenmeister — Herr Nagel war nämlich ein befugter Scheidelzähler — wie kannst Du nur glauben, daß seine Erscheinung wirklich wahr ist?

Was wahr! Wer zweifelt? Ich hab' ihn mit meinen eigenen Augen gesehen.

Ich glaub's, versetzte der Weinausrufer, ich hab' auch schon Geister gesehen und ganz curiose Geister. Ich glaub' fest an die Geister.

Ich auch, rief der Wirth Henselmann, mir ist meine Großmutter erschienen, wie ich grad' im Keller war —

Und wie ihr gerade das volle Wasseramperl in der Hand hattet.

Oh, spottet nur, Herr Penietz, Ihr glaubt freilich an nichts, wenn's aber Euch einmal beim Kragen erwischt, dann werden Euere Hobelspähne Feuer fangen.

Kurz und gut, rief der Daninger, ich glaub' fest, daß der Zahlheim umherwandelt.

Und ich glaub' Alles, was in dem Beweis steht. Er ist unschuldig gerichtet worden.

Der arme Narr!

Na, wenn auch nicht unschuldig, so war doch das Rädern überflüssig.

Jedenfalls, bemerkte der Weinausrufer, ich möchte nur wissen, warum denn? wozu denn? weshalb —

Und so weiter, und so weiter, Gevatter Henselmann, noch eine halbe Osterauer.

In diesem Momente trat noch ein Gast in die Zechstube.

Siebzehntes Capitel.

Noch immer beim goldenen Lämmel.

Der Angekommene war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein Körper von mittlerer Größe, das Gesicht breit und braun, das Kinn gespalten, der Mund weit, die Nase herabhängend, das Auge schwarz, stark umbuscht, mit einem tückischen Blicke, das Haar kurz und schwarz — ohne Perrücke.

Der Charakter seiner Züge entsprach dem des Blickes, Härte, Hinterlist und Tücke spiegelten sich in demselben.

Seine Kleidung war alt und abgeschabt.

Er nahm unweit von der Thüre Platz.

Der Name dieses Mannes, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser jetzt schon anempfehlen, war — Urban Keil

Die Bürger an dem Tische hatten den Mann kaum bemerkt, so steckten sie die Köpfe zusammen und wispelten untereinander.

Ihre Mienen sprachen kein freundliches Willkommen.

Der Wirth näherte sich dem neuen Gaste, und sagte mit einem Tone, mit dem man beiläufig zu sagen pflegt: „Hol' dich der Geier!" Nu, Herr Keil, wie geht's?

Danke! Muß schon gut sein, bis es besser wird.

Der Schuft, murmelte Penietz zu seinen Tischgenossen, er hofft auch auf's Besserwerden.

Ja, wenn der Teufel nicht wär' und die Hölle, dann wär's möglich.

Wie geh'n die Geschäfte? fragte Henselmann weiter.

Danke, danke, ich mache keine Geschäfte mehr, sondern lebe ruhig und einsam.

Der niederträchtige Kerl, brummte Daninger zu den Anderen, er lebt jetzt von seinen Capitalien!!

Der Eintritt des Herrn Keil hatte auch die Aufmerksamkeit jener beiden Herren auf sich gezogen, welche wir vom Glacis hierher begleiteten, und die hier an dem abseitigen Tische Platz nahmen.

Der Mann, sagte der mit dem Rohre, kommt mir bekannt vor.

Es ist der ehemalige Curator Keil.

Nicht möglich. Wie kommt der in diese Schenke?

Wahrscheinlich wohnt er hier in der Nähe.

Sollte er so kümmerlich zu leben gezwungen sein?

Ich begreife es nicht. Er scheint ein Sonderling.

Erkundigen Sie sich doch bei dem Wirthe.

Der Unberohrte rief den Gastgeber.

Sagen Sie mir gefälligst, wer ist jener Herr?

Ein ehemaliger Curator.

Er scheint dürftig.

Ist es aber nicht. Unter uns gesagt, der Lump hat Gott, den Kaiser und die Welt betrogen, und ist sehr reich.

Wie heißt der Mann?

Er heißt Urban Keil und wohnt hier in der Nachbarschaft.

Ich danke Ihnen.

Der Wirth entfernte sich.

Das Erscheinen des ehemaligen Curators hatte einige Mißstimmung hervorgebracht, bie Unterhaltung gerieth in's Stocken, belebte sich jedoch wieder bei dem Eintreten eines kleinen Männleins, welches von den Stammgästen sehr höflich begrüßt wurde.

Ah, Gevatter Kanzellarius, rief der Beutelstricker, endlich kommt Ihr auch, jetzt werden wir Neuigkeiten hören.

Das kleine Männlein, welches sehr rasch sprach, erwiederte: Heute sollt Ihr auch eine Menge hören, es gehen große, wichtige Dinge vor.

Kommt vielleicht wieder der Papst nach Wien?

Warum nicht gar.

Oder werden die Todtentruhen doch wieder abgeschafft, und wir müssen uns in Säcken begraben lassen?

Weit gefehlt, bleibt Alles beim Alten, Jeder kann faulen, so langsam, als er will.

Oder wird es etwa gar einen Krieg geben?

Der Kanzellarius schmunzelte.

Heraus, Gevatter, um Gotteswillen, heraus mit der Sprache.

Pro primo muß ich sagen, daß der Beweis von wegen des Zahlheim verboten werden wird.

Hab' mir's gleich gedacht.

Seine Majestät sollen gesagt haben: Mich mögen die Lumpen tadeln, aber Meine Justiz sollen sie Mir nicht lästern!

Also verboten?

Rein verboten. Bleibt dabei. Mein Rath hat es gesagt. Pro secundo, die Geschichte mit den Türken fängt an, sehr wacklig zu werden.

Was will denn das Heidengesindel?

Was es will? Das weiß ich nicht. Was wir wollen, weiß ich auch nicht; aber ich weiß, daß es wackelt, und dabei bleibt es, mein Rath hat es gesagt. Pro tertio —

Also noch etwas?

Oh, noch eine Menge, also pro tertio, von Berlin ist ein Courier gekommen.

Allgemeines Geschrei: Ein Courier!

Ja, ein Courier! Oh, diese Preußen, dieser Friedrich, er gibt noch keine Ruh'.

Solls da auch Krieg geben?

Krieg? Nein! Aber es wackelt.

Mit Preußen?

Ja, Gevatter Stumm, laßt Beutel stricken, so viel Ihr könnt, die Preußen werden's brauchen, um ihre zerhauenen Knochen heimzutragen, das hat mein Rath gesagt, und mein Rath weiß viel, sehr viel! Nun aber kommt erst das Wichtigste, Ihr sollt hören, was der Schlesienräuber uns angethan hat. Ich werde Euch Allen das Ding begreiflich

machen. Dieser Tisch ist z. B. die Landkarte. Hier, wo das Brot liegt, das ist unser Oesterreich, — da wo das volle Bierglas steht, ist Baiern, — die leere Flasche da ist beiläufig Preußen — und dort oben wo Messer und Gabel liegen, da sind unsere Niederlande. Nun merket wohl, was ich Euch sage. Ihr seht, die Niederlande sind weit von uns, während das Baierland unser Nachbar ist. Ihr seht es ja, das Brod und die Bierflasche liegen nahe bei einander. Nun kam unserem Kaiser ein großer Gedanke, denn große Männer befassen sich nur mit großen Gedanken, er sagte bei sich — so hats mein Rath erzählt, und der weiß es — er sagte also: Diese Niederlande liegen weit von Oesterreich, das Volk ist bösen Geistes und ich — das heißt nicht ich, sondern der Kaiser — muß immer Soldaten dort haben, was viel Geld kostet. Wie wär's, wenn ich dieses Land gegen ein anderes, an mein Oesterreich gränzendes austauschen könnte, z. B. gegen diese Bierflasche, das heißt gegen Baiern. Wär' das nicht prächtig? Was brauchen wir die Niederländer — sagt mein Rath — die Baiern sind ein ruhiges Volk und passen zu uns, dann hätten wir unsere Ländereien hübsch beisammen und könnten prächtig regieren, so meint mein Rath. Der Plan war da, unser Fürst —

Aha der Kaunitz, ist der auch dabei?

Na ob! Der ist überall dabei, wo es was Ordentliches gibt, unser Fürst hat also gleich die Sache angepackt und — jetzt kommt das Grausliche —

Nur weiter — weiter. —

Diese leere Flasche, nämlich Preußen, hat sich dazwischen gestellt, macht einen Spektakel, als wenn unser Kaiser

Baiern mit Gewalt erobern und Oesterreich vergrößern wollte, hetzt in München, hetzt in Paris, hetzt bei der Kaiserin in Petersburg, hetzt alle Kurfürsten und schließt einen deutschen Fürstenbund gegen unsern Kaiser.

Ah, das ist abscheulich.

Das sagt mein Rath auch und jetzt ist die Wäsch' fertig.

Und was wird jetzt geschehen?

Ja, das ist die Frage! Ich weiß es nicht, denn mein Rath weiß es auch nicht, aber es wackelt, das wissen wir alle Beide.

Die beiden Herren an dem abseitigen Tische erhoben sich und verließen die Schenkstube.

Mir scheint gar, rief Herr Henselmann, die fahren ab, ohne die Zeche zu bezahlen.

Ich sah, wie der eine Herr Geld auf den Tisch legte.

Der Gastgeber eilte zu dem Tische, an welchem jene saßen, dort angekommen, prallt er erschrocken drei Schritte weit zurück.

Was gibt es denn?

Meine Herren, um Gotteswillen, meine Herren!

Was haben Sie denn?

Hier liegt ein — Dukaten.

Ein Dukaten? riefen Alle verwundert.

Der Kanzellarius Kurz machte jetzt einen Luftsprung; wurde todtenbleich und rief: Alle Heiligen, morgen bin ich brodlos.

Brodlos? rief Herr Daninger. Warum denn? Wozu denn? Weshalb denn? Wie so denn? Wie lang denn?

Ich Unglücklicher habe Amtsgeheimnisse verrathen! Einer von den zwei Herren, die dort saßen, war der — Kaiser.

Der Kaiser!

Herr Henselmann zitterte wie eine Espe.

Der Kaiser, mein Gast! stammelte er und ich hab' es gar nicht gewußt, ich könnt' mir alle Haare ausraufen!

Aller Anwesenden bemächtigte sich eine ernste feierliche Stimmung.

Der ehemalige Curator Urban Keil, schlich unbemerkt aus der Gaststube.

Achtzehntes Capitel.

Im Casino.

Wir haben, wenn wir nicht irren, im vorhergehenden Capitel, der Verschiedenheit der sogenannten Gast-Localitäten jener Epoche Erwähnung gethan, dabei aber die Casinos außer Acht gelassen.

Wir thaten dies absichtlich, weil die Casinos der damaligen Zeit eigentlich keine öffentlichen Localitäten, sondern eine Art geschlossener Gesellschaften waren, wie sie noch heute im nördlichen Theile unseres Gesammtvaterlandes und von da weiter hinauf unter dem Namen „Resourcen" floriren. Sie befanden sich in Privathäusern, wurden um acht Uhr Morgens geöffnet und Nachts so lange offen gelassen, als die Gesellschaft anwesend war. Die Casinogäste erhielten jede Gattung von Erfrischung, zu Mittag und Nachts wurde an „runder Tafel" gespeist, was man heute Table d'hote nennt. Zeitungen, Billards, musikalische Instrumente waren

vorhanden, und wem dieser Zeitvertreib nicht genügte, der konnte sich an den Leiden und Freuden des Kartenspiels, aber versteht sich nur der erlaubten Spiele ergötzen. Concerte, Piknikѕ, in den kälteren Monaten Bälle gehörten zu den Reizen der Casinos, und Fremde von Bildung und Bedeutung verließen die Residenz nicht, ohne nicht in einem oder dem andern Casino eingeführt worden zu sein. Ein solches Casino befand sich auf der Mehlgrube, ein zweites im Trattnerschen Hause auf dem Graben, welches Letztere einem Theile des Adels zum Versammlungsorte diente. Das Locale bestand aus einem Salon — damals blos Saal — und mehreren Gemächern.

Es ist Abends — die Räumlichkeiten sind mit Wachskerzen beleuchtet, ein Luxus, dessen damals sogar als Lockmittel in den Ankündigungen Erwähnung geschah, wenn es hieß: „Der Saal wird mit Wachslichtern beleuchtet,“ so bedeutete dies: „Da wird es nobel hergehen!“

Die Billardkugeln sind in Bewegung, die Spieltische besetzt, die Zeitungen occupirt.

Die frisirten Aufwärter rennen geschäftig umher.

Ein Herr, schon über die sechzig hinaus, auf ein Rohr sich stützend, mit hohen, bespornten Stiefeln, tritt geräuschvoll ein.

Lump, Hallunke, Spitzbube! schimpfirte er, so was kann man auch nur in Wien erleben!

Was gibt es, Baron?

Was ist Ihnen widerfahren?

Beutelschneiderei, nichts als Beutelschneiderei. Jeder thut, was er will, Canaille von einem Fiaker —

Aber Trenk, Du wirst Dich doch nicht wegen ein paar lumpiger Groschen ereifern.

Es ist nicht der Groschen halber, sondern wegen der Willkür. Darf ein solcher Bengel begehren, was ihm beliebt? Ich habe mir die Nummer gemerkt und werde mir die Mühe nehmen, morgen zum Regierungsrath Riedl zu gehen, der Beutelschneider muß seine Fünfundzwanzig bekommen oder ich will nicht Trenk heißen.

Der Regierungsrath Riedl war, im Vorbeigehen bemerkt, der Josephinische Pfanner, es gab damals nur Einen Menschen in Wien, vor dem die Fiaker Respekt hatten, und das war der Rath Riedl.

Willst Du wieder einen Proceß anfangen, hast Du an Deinen dreiundsechszig Processen noch nicht genug?

Dreiundsechszig Processe auf ein Mal, rief Trenk zornig aus, und man braucht oft ein ganzes Leben dazu, um nur ein einziges Mal Recht zu erhalten. Aber, wenn ich noch ein Mal auf die Welt komme, werde ich Pupillen-Curator, um meine Schäflein so zu scheeren, wie der saubere Herr Cetto mich geschoren hat, oder ich werde Referent bei einer Stelle, da ist man unfehlbar! Wißt Ihr, was mir der Kaiser ein Mal sagte, als ich ihm den Schurkenstreich eines Referenten entdeckte? Er sagte: „Ein Referent kann und muß nicht Unrecht haben, sonst verliert die ganze Stelle ihre Ehrfurcht, ihre Wirkkraft, und wer ganze Gerichtsstellen beleidiget, der beleidigt mich!" Dieser Grundsatz hat mich 13,000 Francs gekostet. Der saubere Referent — es ist derselbe Herr Cetto — ist aber später wegen noch ärgerer Betrügereien doch ins Zuchthaus gekommen, aber für mich zu spät;

er hat freilich in der Stadt die Gassen gekehrt, mein Geld wurde aber doch nicht zurück gekehrt. Bursche, eine Tasse Weißen, ich muß den Aerger hinabspühlen.

Der Baron stiefelte in eines der Nebengemächer.

Der Trenk ist und bleibt ein Raisonneur.

Ein Malcontent sonder Gleichen.

Er ist auf den Kaiser nicht gut zu sprechen.

Und doch respektirt der Kaiser seine Feder —

Aber sein unruhiger Kopf ist ihm zuwider.

Apropos, wie hat die jüngste Pharaogeschichte geendet?

Welche Pharaogeschichte?

Wie, Sie wissen nicht?

Ich war einige Zeit abwesend.

Drei Herren spielten Pharao. Einer von ihnen verlor, nicht baar, sondern auf seine Cavaliers-Parole 30,000 Gulden. Der Graf ist trostlos und klagt das Unglück seinen Anverwandten. Diese, auf den Umstand bauend, daß das Pharao ein verbotenes Spiel sei, gedachten nicht die Spielschuld zu zahlen und erschienen klagend bei dem Kaiser.

Nun, was entschied der Kaiser?

Der Monarch sagte: „Die drei Herren haben des Nachts ein verbotenes Spiel gespielt, das geht mich nichts an, dafür wird mein Polizeidirector Beer sie schon zu finden wissen. Ihr Anverwandter hat bei diesem Hazardspiel 30,000 Gulden verloren, das geht mich auch nichts an, denn der Graf wird wissen, was er als Cavalier zu thun hat." Damit kehrte er den Klagenden den Rücken.

Und was geschah weiter.

Die beiden Gewinner wurden jeder mit hundert Du-

caten gebüßt und auf Ein Jahr aus Wien verwiesen, der Verlierende zahlte seine Spielschuld.

Halt, was gibt es da drinnen für einen interessanten Discurs, wir wollen ein Mal hineinschauen.

Einige Herren begaben sich in ein Nebengemach.

Die Uebrigen spielten fort, ohne sich um die Vorgänge in den nachbarlichen Räumen zu kümmern.

Dort hatte sich indessen Folgendes begeben.

Baron Trenk ließ sich an einem Tische nieder, an dem bereits mehrere Herren saßen, unter diesen der Obristlieutenant Szekely, Fürst Sulkowsky, der junge Graf Nowaczky, Baron Waldstätten und mehrere Andere.

Diese kleine Gesellschaft unterhielt sich im Gespräche, man ließ die Tagesvorfälle die Revue passiren, medisirte und scandalisirte.

Man sprach von Zahlheim in Wien, von den Notablen in Paris, von der berühmten Halsbandgeschichte, die dort gerade um jene Zeit so viel Aufsehen machte, vom Parlamente in London und von dem preußischen Friedrich, auf den der alte Trenk von wegen der Festungsgeschichte auch nicht schmeichelhaft zu reden war.

Plötzlich neigte sich Fürst Sulkowsky zu Nowaczky, und lispelte ihm zu: Sagen Sie mir, Graf, wer ist denn der Fremde, der einsam an dem Tischchen nebenan sitzt?

Ich kenne ihn nicht! lautete die Antwort.

Wurde er eingeführt?

Wahrscheinlich, sonst säße er nicht hier.

Die Frage: „Wer ist der Fremde?“ machte an dem

Tische die Runde, doch wußte sie Niemand zu beantworten.

Das Ergebniß war, daß sich die Augen der Gesellschaft auf die bezeichnete Person in auffallender Weise richteten.

Diese hatte keine Acht darauf, sondern saß, die Füße über einander gekreuzt, da, und las aufmerksam die „Schwarze Zeitung“, ein Blatt, welches Unglücksfälle, Morde, Diebstähle berichtete, und die Wiener Todtenliste enthielt.

Der Fremde war ein Mann von beiläufig achtunddreißig Lebensjahren, er trug eine höchst elegante Kleidung von schwarzem Lyoner Sammet, eine weiße Binde, Jabots, einen Galanteriedegen mit Gold ausgelegt, Schuhe mit Silberschnallen und eine sorgfältig gelockte Perrücke.

Sein Angesicht war südlich gefärbt, das Auge schwarz, die Zähne blendend weiß. Obwol nur von mittlerer Größe, hatte sein Körper doch etwas Imposantes, was durch eine gewisse Hoheit in der Haltung erzweckt wurde.

Der Ausdruck seines Antlitzes war eine Mischung von Wärme und Schwärmerei, der Charakter seiner Erscheinung Feinheit und Eleganz.

Die Herren an dem bezeichneten Tische bemerkten dies Alles, und waren um so neugieriger zu erfahren, wer der fremde Cavalier sei?

Man lispelte noch eine Weile mit einander, endlich erhob sich Baron Trenk, dessen sanguinische Unruhe keinen langen Zweifel ertrug, näherte sich dem Fremden und sagte sehr höflich: Sie enschuldigen, mein Herr, Sie sind hier fremd?

Der Cavalier versetzte: Ich weile erst seit einigen Tagen in Wien.

Sie besuchen heute dieses Locale zum ersten Male?

Ich wurde eingeführt.

Es ist nicht Mißtrauen oder Ungalanterie, was mich zu den Fragen bewog, ich wünsche blos, daß sie als Fremder keine Ursache haben mögen, über Ungeselligkeit zu klagen.

Oh mein Herr, ich kenne Wien und die Wiener schon länger.

Sie waren demnach bereits hier?

Vor längerer Zeit. Ich sah Wien kurz nach der Türkenbelagerung, wo es entblößt von allen Vorstädten war, da Rüdiger von Stahremberg beim Anmarsche des Mahomedanischen Barbarenheeres die Vorstädte bis auf den Grund abbrennen ließ; wenn ich nicht irre, war dies beiläufig vor hundertunddrei Jahren. Ich war auch schon früher in Wien, zur Zeit Max des Ersten, wo das berühmte Dreikönigsfest zwischen dem Kaiser, dem Ungar- und dem Polenkönige gefeiert wurde, wenn ich mich recht entsinne, geschah dies im Jahre 1515, ich war dem ritterlichen Kaiser persönlich bekannt und zwar noch aus seiner Jugendzeit her, wo er mit seinem Vater Friedrich in der Burg von den rebellischen Wienern belagert wurde und Hunger leiden mußte. Der gute Holzer, das war der damalige Bürgermeister, er hätte sich auch die Mühe und den Kopf ersparen können. Zu allererst jedoch war ich in Wien an jenem Weihnachtsfeste, da Friedrich der Streitbare in der Schottenkirche den Ritterschlag empfing, es mögen schon an fünfhundert Jahre sein, ich kam damals gerade aus dem gelobten Lande, wo es im

Kreuzzuge lustig herging. Es war eigentlich ein Umweg, ich hätte aus Egypten kürzeren Pfades hierher gelangen können, allein mein Lehrer Athotas rieth mir, meine Heimath Medina noch einmal zu besuchen, und wir durchstreiften Arabien, wo ich die Thorheit beging, mich äußerlich zur Lehre Ismaels zu bekennen. Es war ein Jugendstreich!

Der Fremde seufzte und ließ bei dieser Erinnerung den Kopf traurig sinken.

Bei dieser merkwürdigen, mit wohlklingender Stimme gesprochenen Rede, sahen sich die Herren wechselseitig an. Der Fremde sprach mit einem so energischen Ernste, daß keiner der Anwesenden zu lächeln wagte. So sehr auch mancher von ihnen die Wahrhaftigkeit dieser Angabe bezweifeln mochte, keiner verrieth es, selbst nicht durch eine Miene.

Die Erscheinung des Fremden, sein ganzes Wesen imponirte.

Das ist ein sonderbarer Kauz, dachte Trenk, mit diesem Menschen weiter zu sprechen, lohnt sich schon der Mühe.

Hierauf sagte er laut, aber ohne Spott und sehr ernst Sie mögen während dieser Zeit viel erlebt haben?

Ich habe viel erlebt, aber noch mehr gelernt. Die Weisheit der Pyramiden war der Grund, auf dem ich fortbauete. Ich habe die ungeheueren Labyrinthe unter diesen ewigen Baudenkmalen durchwandelt und nahm in mir jene Schätze von Erkenntnissen auf, welche von den Egyptiern dort verwahrt wurden. Ich sog die tiefverborgenen Quellen aller Weisheit in mich ein und wurde das, was ich bin.

Und was sind Sie. wenn es zu fragen erlaubt ist?

Ich bin Meister des Ortes und der Zeit, für mich gibt es keine Entfernung des Raumes und der Zeitatome. Ich habe gelebt, ich lebe, und werde leben! Ich schlafe durch ein halbes Jahrhundert, und wenn ich erwache, bin ich so jung wie früher, und entsinne mich alles dessen, was ich durch frühere Jahrhunderte erlebt habe. Vor mir liegt die Vergangenheit offen, ich sehe die Zukunft hell und klar.

Auch die Zukunft? fragten Mehrere.

Warum nicht? Sollte es unter den Menschen keinen geben, den die Natur vor Anderen bevorzugt, dem sie neben dem körperlichen auch ein geistiges Auge verlieh? Es leben in heimlichen, mystischen Gesellschaften Einige, die so wie ich nach Jahrhunderten zählen, und so wie ich die Zukunft kennen. Alle Wunder, von denen die Schrift redet, können noch jetzt bewirkt werden, wenn man nur das tiefe Geheimniß besitzt, die körperliche Last abzustreifen und alles Sinnlichen ledig, blos mit dem Geiste zu wirken.

Bei diesen Reden, die für die Anwesenden, namentlich für jene, die ebenfalls dem Mysticismus huldigten, sehr merkwürdig waren, hatte sich die Gesellschaft nach und nach erhoben und um den Fremden, der auch aufgestanden war, einen Kreis gebildet.

Sie sehen, mein Herr, begann Trenk wieder, Sie haben hier schnell einen Kreis von Zuhörern erobert, dessen sich wahrlich kein Professor zu schämen hätte, Sie sehen in diesem Kreise Fürsten, Grafen und Barone, Alles staunt sie an und bewundert ihre Angaben.

Da Trenk das letzte Wort betonte, so lächelte der

Fremde wehmüthig und sagte: Zweifeln Sie vielleicht, daß das, was ich angebe auch wahr sei?

Trenk erwiederte: Ich habe keine Ursache Sie zu kränken.

Wünschen Sie vielleicht, daß ich Ihnen einen Beweis meines Propheten-Talentes gebe?

Ich bitte Sie darum.

Ich bin bereit.

Bei diesen Worten ging durch die ganze Gesellschaft eine eigenthümliche Bewegung.

Die Einen bebten vor dem entsetzlichen Ernste dieses Menschen, die Anderen fühlten eine Spannung der Seele, welche fast schmerzhaft war.

Der Fremde fuhr mit Würde und Sanftmuth fort: Ich bitte drei der anwesenden Herren hervorzutreten, und sie sollen ihre Zukunft prophezeit erhalten.

Mehrere der Anwesenden traten scheu zurück.

Einige erbleichten, andere schauerten.

Man sah sich wechselseitig an.

Niemand wagte es vorzutreten.

Trenk lächelte und sagte: Wohlan, ich will Einer der Dreien sein!

Er trat vor.

Auch ich! sagte der greise Szekely, und stellte sich dem Baron zur Seite.

Damit der Dritte nicht fehle, so nehme ich den Platz ein.

Dies sprach der junge Graf Nowaczky, und stellte sich zwischen Szekely und Trenk.

In dem Gemache herrschte jetzt eine Todtenstille, man hätte eine Spinne laufen hören können.

Mein Herr, begann Trenk, Sie sehen hier drei würdige Männer vor sich. Herr von Szekely, ein ehrwürdiger Greis, Obristlieutenant bei der ungarischen Garde, dient dem Kaiserhause eine lange Reihe von Jahren. Die selige Kaiserin hat ihn auf mannigfache Weise ausgezeichnet und unbedingtes Vertrauen in ihn gesetzt. Der Zweite, Graf Nowaczky, ein talentvoller junger Mann, die Freude seines greisen Vaters, der Liebling seiner würdigen Mutter. Der Dritte bin ich, Friedrich Baron Trenk, Führer des Schwertes und der Feder, weit und breit genannt und bekannt, mit allen meinen Mängeln und wenigen Vorzügen. Wir Drei stehen also vor Ihnen und erwarten, nicht aus bloßer Neugierde oder Spottsucht, sondern um Ihnen Gelegenheit zu bieten, Ihre Angaben zu bewahrheiten, die Prophezeihung unserer Zukunft.

Nach dieser Anrede verneigte sich der Fremde.

Noch immer die frühere verhängnißvolle Stille.

Alles hat sich dem Kreise angeschlossen und horcht dem Ausspruche des Fremden.

Dieser bedeckt mit den inneren Händeflächen seine Augen und bleibt eine Weile wie leblos stehen.

Man hört ihn unbekannte Worte murmeln.

Die Hände sinken.

Er sieht die drei Herren der Reihe nach an, zuerst Szekely, dann Nowaczky und dann Trenk.

Jetzt beginnt sein Auge sich zu verdunkeln, es wälzt sich wie eine schwere Wolke über seine Stirne, er hebt beide Hände und streckt sie fast horizontal vor sich aus, und spricht mit volltönender Stimme: Ich habe den Faden, der mich durch Euer Leben führt, er ist kurz und schwarz. Ich folge ihm und sehe das Ende. Der Erste (auf Szekely deutend) führt über den Pranger, der Zweite (auf Nowaczky) leitet zum Schiffszuge und der Dritte (auf Trenk) endet auf dem Schaffot!

Bei dieser gräßlichen Verkündigung wurde Alles todtenbleich.

Entsetzen rauschte durch die Gesellschaft.

Keiner von Allen beurkundete ein Lebenszeichen.

Es war eine zermalmende Situation.

Trenk erholte sich zuerst.

Mein Herr, begann er mit einer Stimme, der man das Herzklopfen abhörte, Sie haben hier Worte gesprochen, die kein Ehrenmann gelassen hinnehmen kann. Wer gibt Ihnen das Recht, solch ein gräßliches Spiel zu treiben? Wer sind Sie, daß Sie es wagen, den Propheten ins Handwerk zu pfuschen?

Jetzt richtete sich der Fremde empor, er schien in diesem Momente um eine Kopfhöhe gewachsen zu sein.

Sie haben mich herausgefordert, sagte er mit fast majestätischem Ernste, die Zukunft wird zeigen, ob meine Verkündigung ein Pfuschwerk war? Sie wollen wissen, wer ich bin? Ich bin — der Graf **Alessandro Cagliostro!**